Zeitschrift: Die neue Schulpraxis

Band: 17 (1947)

Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE NEUE SCHULPRAXIS

JULI 1947 17. JAHRGANG / 7. HEFT

Inhalt: Erziehung zur Kameradschaft – Le lever – Einführung der Einmaleinsreihen – Zur Behandlung von Gedichten auf der Oberstufe – Das Zürichbiet

Den Halbjahresabonnenten wird in den nächsten Tagen die Nachnahme für das 2. Halbjahr 1947 zugestellt. Wir bitten, zu Hause das Einlösen anzuordnen, weil der Briefträger nur zum einmaligen Vorweisen der Nachnahme verpflichtet ist. Für Ihre Zahlung danken wir bestens.

Erziehung zur Kameradschaft

Von Heinrich Roth

I.

Vor mehr als Jahresfrist wurde in einem kantonalen Parlament folgende Motion eingereicht und erheblich erklärt:

> Der Regierungsrat wird ersucht, zu prüfen und dem Grossen Rat Bericht und Antrag zu unterbreiten, wie aus unsern Schulen wieder mehr Institute der Charakter- und Menschenbildung gemacht werden können, in denen in vermehrtem Mass das Bewusstsein der Solidarität und Schicksalsgemeinschaft aller Menschen geweckt und die Bereitschaft und der Wille zum Dienst an der Gemeinschaft gepflegt und gefördert wird.

Es ist zu wünschen, dass die in einem Parlamentssaal begonnene Diskussion an Lehrerkonferenzen und in freien Arbeitsgemeinschaften fortgesetzt werde. Oder wird man finden, dass dieses Thema schon oft und umständlich genug behandelt worden sei? Gewiss: Die erwähnte Motion befasst sich mit einem Problemkreis, dessen Bedeutung von vielen längst erkannt worden ist. Man darf auch sagen, dass in vielen Schulen ein erzieherischer Geist waltet, über den man sich nur freuen kann. Und doch ist ein fast allgemeines Missbehagen offensichtlich. Die Schule als Ganzes sollte im Sinne der Persönlichkeits- und Gemeinschaftsbildung mehr tun, als dies heute gemeinhin der Fall ist. An diesem Punkte aber beginnen die Meinungen auseinanderzugehen. Nach einer weitverbreiteten Auffassung wäre das erzieherische Ungenügen der Schule restlos aus der stofflichen Überladung des Lehrplanes zu erklären. Da und dort begegnet man auch der Ansicht, die mangelnde Erziehungstüchtigkeit der Schule sei lediglich ein Ausdruck des Zeitgeistes, dessen Wesen durch eine allgemeine Wert- und Zielunsicherheit gekennzeichnet sei.

Man ruft heute zu laut nach einem Stoffabbau im Unterrichtsbetrieb. Wichtiger wäre, zum Unterrichtsstoff ganz allgemein in ein neues Verhältnis zu kommen, ihn neu einzuschätzen, ihm den Platz anzuweisen, der ihm im Rahmen des Bildungsgeschehens tatsächlich gehört. Wer in diesem Punkte zur klaren Besinnung kommen will, muss dem Zeitgeist mit Bewusstsein gegenüberstehen. Der Sinn für die geistigen Werte des Guten, Wahren und Schönen war noch immer in Gefahr und ist es heute ganz besonders. Der Verlust der geistigen Orientierung zeigt sich in der Gegenwart vor allem im rücksichtslosen Jagen nach äusserem Erfolg. In diese wilde allgemeine Strömung ist auch die Schule mit hineingerissen worden (siehe Walter Guyer, Du Volk und deine Schule. Verlag Huber, Frauenfeld). Es ist wohl einzusehen, dass dies geschehen musste. So herrscht denn auch hier der fragwürdige Geist eines Zeitalters, das der Macht und dem Erfolg den lautesten Beifall spendet. Was meint man denn heute, wenn man von Bildung spricht? Allzuoft nur einen schweren Schulsack, Wissen, das in einer langen Reihe von Schuljahren erworben wird und sich verwerten lässt im Sinne des Karrieremachens. Wer dieser «Bildung» huldigt, der möge sich nie beklagen über Rastlosigkeit und Oberflächlichkeit des heutigen Unterrichts. Das hastige, gedächtnismässige Eintrichtern des Stoffes ist das Richtige, sofern Machtstellung und Erfolg als vornehmstes Ziel gelten. Der Stoffabbau ist ein verfehltes, ja unmögliches Unterfangen, solange dieser Zeitgeist in der Schule vorherrscht.

Sobald aber die Persönlichkeit des Schülers selbst im Mittelpunkt des Bildungsgeschehens steht, sind Geist und Leben in der Schule völlig anderer Art. Der äussere Erfolg der Unterrichtsarbeit muss freilich auch hier allen Ernstes angestrebt werden. Das Hauptinteresse aber ist dem gesunden, ebenmässigen Wachstum der persönlichen Kräfte des ethischen, logischen und ästhetischen Bereichs zugewandt. Von hier aus ist die Frage des Unterrichtsstoffes bald gelöst: er ist sorgfältig auszuwählendes Mittel. Sein Wert entspricht seiner Verwendbarkeit im Sinne der wirklichen Kräftebildung. – Hier können wir innehalten.

Es erscheint uns als gewiss: Nicht mit dem Ruf nach Stoffabbau und Entlastung, sondern mit der Neubesinnung auf das Wesen der wahren Bildung muss eine wirkliche Verbesserung der Schule eingeleitet werden. Man wird der erhofften Schule von morgen keine geringere Arbeitsleistung zumuten als der Schule von heute. Im Gegenteil! Aber ihre Bemühungen werden viel mehr in die Tiefe als in die Weite gehen müssen. Sie wird nicht mehr nervös hasten und raffen, sondern in besinnlicher Arbeit Selbständigkeit und Reife des Schülers anstreben. Und weil es um die Persönlichkeit des Schülers geht, wird im Rahmen einer umfassenden Bildung die Pflege des Charakters wieder als entsprechend wichtige Aufgabe gewürdigt werden.

Die Verantwortung für die Schule, ihren Geist, ihre Haltung liegt auf den Schultern des ganzen Volkes, nicht auf den Lehrern allein. Damit will nicht gesagt sein, dass der Lehrer zur Neugestaltung der Schule von sich aus nichts unternehmen könne. Im Gegenteil: von seinem eigenen, entschiedenen Handanlegen vor allem wird die Zukunft der Schule abhängig sein.

II.

Aufgabe der Volksschule wird immer die Volksbildung sein. Volksbildung aber ist Persönlichkeitsbildung im Unterschied zur Massenbildung. In einer kleinen

Demokratie wie der unsrigen müsste der Massenmensch weit mehr noch als im Grossstaat zum gefährlichen Krankheitsherd werden. Dem Massenmenschen fehlen die Wesensmerkmale der Persönlichkeit: Gewissen und verantwortliche Haltung. Für unsere eidgenössischen Verhältnisse bleibt die Erziehung zu gewissenhafter, verantwortungsbewusster Haltung aller Fachausbildung übergeordnet.
Gewissenhaft und verantwortungsbewusst wird der Mensch jedoch nur, wenn er als einzelner ernst genommen und angesprochen wird. Darum muss in der Schule alles gegen die Vermassung, alles für die Heranbildung der einzelnen Persönlichkeit getan werden.
Und die Erziehung zur Kameradschaft? Sie ist niemals Massenbildung. Ihr Weg geht immer über die Pflege der Persönlichkeit. Als Wesensmerkmale der Kameradschaft sind hier zu nennen: gewissenhaftes Anerkennen, dass der «andere» im gleichen Rechte neben mir steht; dazu das Bewusstsein der Mitverantwortlichkeit für das Wohl des «andern». Pestalozzi hat in solchem Zusammenhang nicht von Kameradschaft, sondern vom Brudersinn gesprochen. Kameradschaft bedeutet nicht Beschränkung der Persönlichkeit in ihrer eigenen Emporbildung. Der Bereich des kameradschaftlichen Verhaltens ist vielmehr das geeignete Übungsfeld für die Kräfte, die für die Persönlichkeit von erster Bedeutung sind.

III.

Es gehört zu Pestalozzis grossen Verdiensten, immer wieder darauf hingewiesen zu haben, wie wenig die belehrende Rede, wie viel das übende Tun in der Emporbildung der sittlichen Kräfte (und ebenso der Verstandeskräfte) bedeutet. Die Erziehung zur Kameradschaft ist in erster Linie nicht eine Angelegenheit der Sittenlehr- oder Religionsstunde, sondern eine solche der täglichen praktischen Übung innerhalb der Schularbeit.

Wie solche Übung angebahnt werden kann, sei im Folgenden angedeutet:

1. Die Gruppenarbeit. In verschiedenen Fächern können gewisse Aufgaben im Sinne von Gemeinschafts- oder Gruppenarbeiten durchgeführt werden. Geographie: Arbeiten am Sandkasten, Erstellen von Skizzen, Sammeln, Ordnen und Erläutern zugehöriger Bilder, Textbearbeitungen usw. Der Beitrag des einzelnen ist ein abgerundetes Teilstück eines Ganzen und muss sich in dieses einfügen lassen. Ähnliche Arbeitsteilungen sind auch in den übrigen Realfächern möglich. Ebenso aussichtsreich ist das gruppenweise Zusammenarbeiten im Schulgarten und bei der Herstellung von Unterrichtsgegenständen in der Werkstatt. Der erzieherische Wert der Gruppenarbeit liegt darin, dass der einzelne lernt, in der Arbeit auf den Mitschüler Rücksicht zu nehmen, dessen Leistung zu studieren und sich ihm anzupassen. Gemeinsame Planung, geteilte Arbeit und wieder gemeinsame Besprechung des Ergebnisses helfen mit, die Gefahren des sonst üblichen Einzelrennens zu bannen.

2. Das Unterrichtsgespräch. Dieses muss Gegenstand einer besonders sorgfältigen Pflege sein. Es genügt nicht, dass die Schüler lernen, auf den Lehrer zu hören. Dies wird ja im allgemeinen ohne grosse Schwierigkeiten erreicht, es sei denn, der Lehrer rede zuviel oder zu langweilig. Viel schwieriger aber ist es, auf den Mitschüler hinhören zu lernen, genau aufzumerken auch dann, wenn dieser etwas Unwesentliches oder einen Irrtum äussert. Den

Gedanken eines Mitschülers aufzunehmen, weiterzuführen, ihn durch eine sachliche Entgegnung richtigzustellen, taktvoll eine gegenteilige Ansicht bekanntzugeben: dies alles muss in täglicher Übung gelernt und zu bestmöglicher Sicherheit gebracht werden. Offene Frage und Antwort zwischen Schüler und Schüler haben hohen erzieherischen Wert; sie tragen zur Vertiefung der gegenseitigen Achtung bei. Wo lediglich zwischen Lehrer und Schüler ein Frage- und Antwortspiel betrieben wird, reden die Schüler in der Regel vollständig aneinander vorbei; sie werden nicht veranlasst, aufeinander Rücksicht zu nehmen. – Das vom Lehrer geförderte und vorsichtig geleitete Schülergespräch ist eine vorzügliche Schule der geistigen Disziplin und des sozialen Verhaltens.

3. Umgangsformen und Hilfeleistungen. Auch hier haben wir ein weites Feld für die tägliche praktische Übung. Das rechte Bitten und Danken gegenüber Lehrer und Mitschülern, das Grüssen, An- und Abmelden in sauberer, klarer Form, anständige Haltung am Arbeitsplatz: dies alles sind zunächst keine Selbstverständlichkeiten, können und müssen es aber werden und bedeuten dann eine ungeahnte Erleichterung für die ganze Schularbeit. Man neigt im Getriebe des Tages dazu, diese Dinge als Kleinigkeiten ausser acht zu lassen; sehr zu Unrecht.

In diesem Zusammenhang muss aber auch der immer noch weit verbreitete, ermüdende Schulton erwähnt werden. Wo der Ton in einer Klasse unnatürlich (z. B. das Plärren) und ungepflegt bleibt, da ist es wohl auch die Seele. Wo immer sich Menschen menschlich näherkommen – und ohne dies gibt es kein umfassendes Bildungsgeschehen –, da nehmen Ton und Umgang feinere Formen an. Sie sind Ausdruck, Bewirktes, und wirken ihrerseits zurück im Sinne der Veredlung des Innern.

Eine Angelegenheit von besonderer Bedeutung ist der Umgang mit schwächern Schülern. Manchmal sorgen die Lehrer selbst dafür, dass die «Dummen» zum Gespött der Klasse werden. Sie begehen damit ein doppeltes Unrecht. Die Klasse bleibt dadurch in einem wilden Zustand der Unkameradschaftlichkeit befangen. Die unmittelbar betroffenen Schüler indessen sind in ihrer menschlichen Würde verletzt. Die Schule wird ihnen zum Ort der Qual, dem sie nicht entfliehen können. Schwache Schüler sind Aufgaben. Im Umgang mit ihnen zeigt sich das Vorhandensein oder Fehlen des kameradschaftlichen Geistes der Klasse. Wenn der Lehrer darauf einzugehen sich bemüht, kann ein Schwacher im eigentlichen Sinne zum Wohltäter der Klasse werden.

Rücksichtnahme auf die Schwachen hat in der Schule als Gesetz zu gelten. Vernünftige Hilfe bei der Lösung unverstandener Aufgaben wird gestattet. Es ist erstaunlich, wie schnell gewisse Mitschüler vernünftige Formen der Nachhilfe selbst herauszufinden imstande sind.

Möchten die Menschen doch einmal fest ins Auge fassen, dass das Ziel alles Unterrichts ewig nichts anderes ist und nichts anderes sein kann als die durch die harmonische Ausbildung der Kräfte und Anlagen der Menschennatur entwickelte und ins Leben geförderte Menschlichkeit selber. Möchten sie doch bei jedem Schritt ihrer Bildungs- und Unterrichtsmittel sich immer fragen: Führt es denn wirklich zu diesem Ziel? Pestalozzi

Le lever

(Hoesli, Eléments de langue française, Lektion Nr. 66, Seite 124)

Von Paul Roser

Vorbereitung: Die Schmalseiten zweier weisser Zeichenblätter (zähes Papier, Format A2) werden übereinandergeklebt (Abb. 2). Auf das so entstandene 42 cm breite und etwa 110 cm hohe Rechteck zeichnet man einen Knaben, der nur das Hemd trägt (Abb. 3). Man schneidet diese Figur aus und bemalt sie mit Deckfarben (Plakatfarben). Die Umrisslinien, die Haare, die Lippen, das Auge usw. ziehe man mit dunkler Farbe nach, damit das Bild auch auf grössere Entfernung gut und klar wirkt. Ich habe die Figur früher mit Kohle ausgezogen und so eine sehr gute Wirkung erzielt. Das ist aber nicht mehr zu empfehlen, da sich die Nachkriegsplakatfarben beim Fixieren vom Papier ablösen. Schliesslich zeichne man die verschiedenen Kleidungsstücke, und zwar so gross, dass die entsprechenden Körperteile der ersten Figur durch jene bedeckt werden (durchpausen und auf allen Seiten etwas zugeben), schneide sie aus und bemale sie ebenfalls.

Vocabulaire: Quand maman a fait la lessive, elle suspend le linge, les sous-vêtements et les vêtements lavés à une corde tendue pour les sécher.

Qu'est-ce qu'elle y suspend? Elle y suspend des chemises, des chaussettes, des caleçons, des bas, une culotte, un gilet, une veste. Au tableau noir, vous remarquez une corde tendue. J'y ai déjà dessiné une chemise. Qui veut dessiner une paire de bas, des chaussettes? Die Schüler befehlen: Henri, dessine une veste, un gilet.

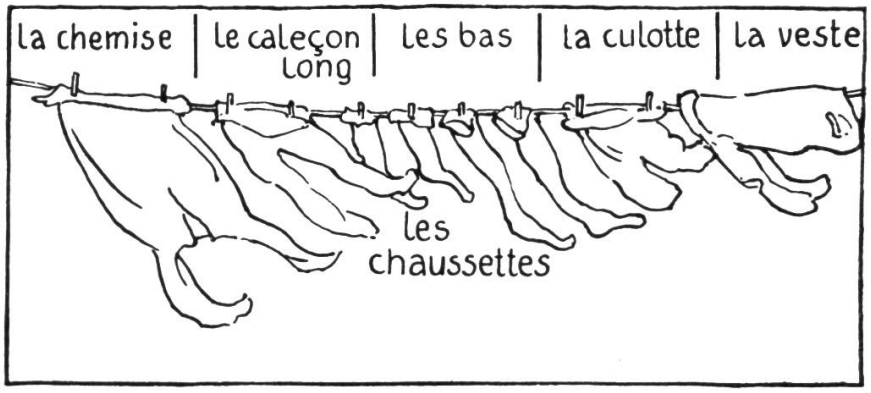


Abb. 1

Lektion: Der ausgeschnittene Knabe wird mit einem Reissnagel an der Wandtafel befestigt und die Lektion mit folgenden Worten eingeleitet: Voici un garçon. Que porte-t-il? – Il porte une chemise. Il est en chemise.

Der Lehrer: Habillons-le! Je lui mets la culotte. Das entsprechende Kleidungsstück wird immer mit einem Reissnagel dort befestigt, wo es hingehört.

Der Lehrer: Jean, mets-lui les chaussettes. – Hélène, mets-lui les souliers. Continuez! Commandez vous-mêmes.

Die Schüler selber geben jetzt Befehle, wie: Henri, mets-lui le faux-col. – Gautier, mets-lui la cravate.

Wenn der Knabe fertig angezogen ist (Abb. 4), werden Sätze wie die folgenden gebildet: Maintenant, le garçon est habillé. Il est prêt pour aller à l'école. Il peut partir pour l'école. C'est un beau garçon. Etc.

Wie aus obiger Lektionsskizze ersichtlich ist, kommt die Selbsttätigkeit der Schüler immer mehr zu ihrem Rechte. Haben diese die Absichten des Unter-

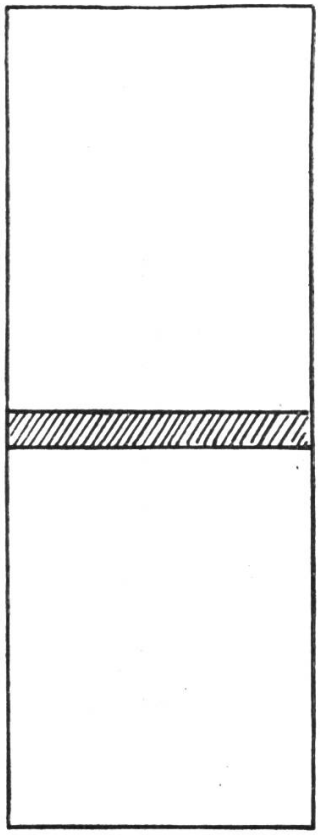


Abb. 2

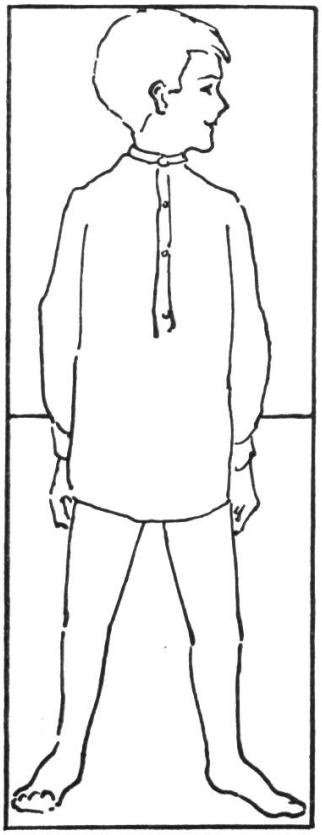


Abb. 3

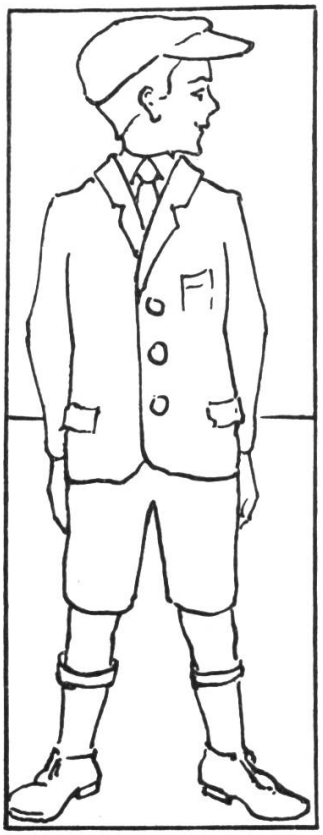


Abb. 4

richtenden erfasst, so läuft der Karren von selbst, und der Lehrer hat nur dafür zu sorgen, dass jener ohne Zwischenfall dem vorgezeichneten Ziele zurollt.

Wenn ein Schüler an der Tafel beschäftigt ist, sagt er immer, was er tut, zum Beispiel: Je lui mets la veste. Der Satz wird von einem Kameraden sinngemäss in der 3. Person Einzahl wiederholt: Il lui met la veste. Hat der Schüler an der Tafel seinen Auftrag ausgeführt, sagen wir: Il lui a mis la veste.

Grammatikalische Auswertung: Der vorstehende Satz steht an der Tafel. Die Schüler werden aufgefordert, das Akkusativobjekt durch das entsprechende Fürwort zu ersetzen. Der abgeänderte Satz wird von einem Schüler an die Tafel geschrieben und folgendermassen ausfallen: Il la lui a mis_, da der Klasse die Regel von der Übereinstimmung des mit avoir konjugierten Partizips mit dem vorangehenden Akkusativobjekt nicht bekannt ist. Der Lehrer macht darauf aufmerksam, dass das Partizip in die weibliche Form gesetzt werden muss, und stellt den Schülern die Aufgabe, den Grund dafür herauszufinden. Da das Subjekt «Il» männlich ist, werden sie herausbringen, dass nur «la» diese Veränderung des Partizips bewirken kann. Nun überlegen wir noch, welche Rolle «la» im Satze spielt. Das participe passé stimmt also in Zahl und Geschlecht mit dem Akkusativobjekt überein. Diese Regel ist noch nicht vollständig. Der Vergleich der zwei Musterbeispiele ergibt, dass das Mittelwort der Vergangenheit nur mit der Ergänzung im Wenfall übereinstimmt, wenn diese vorangeht.

Weiteres Üben des Gelernten: Die nächste oder übernächste Französischstunde beginnt mit der Aufforderung: Maintenant, nous allons déshabiller le garçon. Je lui ôte la casquette. Qui veut lui ôter la veste? Die Schüler befehlen: Ote-lui le gilet, le faux-col, la cravate, les souliers, les chaussettes, la culotte.

Wieder werden die unserem Zweck am besten dienenden Sätze an die Wandtafel geschrieben. Beispiele wie: Je la lui ai ôtée. Il les lui a ôtées, geben dem Lehrer Gelegenheit, festzustellen, ob die Schüler die früher abgeleitete Regel behalten haben und anwenden können.
Zum Befestigen der Figur eignen sich zwei durch Leisten und vier Schrauben übereinander befestigte Reissbretter oder eine Pavatexplatte besser als die Wandtafel.

Einführung der Einmaleinsreihen

Von Max Hänsenberger

Die Hauptsache in einem lebensvollen Rechenunterricht und die erste Vorbedingung für einen wirklichen Erfolg – besonders auch bei den schwächeren Schülern – bildet die richtige Veranschaulichung. Was unter Anschauung im Unterricht zu verstehen ist, hat Heinrich Roth bereits ausführlich im Februarheft 1940 der Neuen Schulpraxis, Seite 73, dargelegt. Je verschiedenartiger und reichlicher die Veranschaulichung ist, desto vollkommener und klarer wird der Einblick der Schüler in das Wesen der Zahl und in das der einzelnen rechnerischen Vorgänge.
Das Malrechnen ist ein abgekürztes Zusammenzählen gleicher Posten, und als solches muss es den Schülern vorgeführt werden. Das Zuzählen gleicher Summanden ist daher eine unerlässliche Vorübung für die Multiplikation. Wir sollten daher jede Rechnungsstunde mit einer Zählübung beginnen. Ich will mich hier über diese Zählübungen nicht weiter auslassen, da dies Heinrich Roth im Märzheft 1939 der Neuen Schulpraxis getan hat, wobei die Seite 135 massgebend ist, da das rhythmisierte Zählen als Vorbereitung zum Einmaleins besonders wichtig ist.
Die innige Beziehung zwischen Zusammenzählen und Vervielfachen muss dem Schüler klar zum Verständnis gebracht werden und ist ihm stets in Erinnerung zu rufen. Dies ist wohl die erste Aufgabe des Lehrers bei der Einführung der Einmaleinsreihen. Es ist nicht gleich, ob sich der Schüler beim Vervielfachen einer geheimnisvollen Rechnungsart oder einem lieben alten Bekannten gegenüber sieht. Dann kann der Schüler jedes verlorengegangene Einmaleinsresultat schnell wieder aufbauen, weil er es nicht als mechanisch eingeprägte Zahl, sondern als denkend gefundenes Ergebnis kennengelernt hat.
Unsere schweizerischen Rechenbücher bringen meistens bei der Einführung der Einmaleinsreihen folgende Anordnung: 10, 5, 1, 2, 4, 8, 3, 6, 9, 7. Diese Reihenfolge hat sich in der Praxis als vorteilhaft erwiesen, da die so geordneten Reihen einer innern Verwandtschaft entsprechen. In meinen folgenden Ausführungen möchte ich einige gute Wege zeigen, wie sich die Einmaleinsreihen durch arbeitsschulgemässes Rechnen einführen lassen.

Die Zehnerreihe

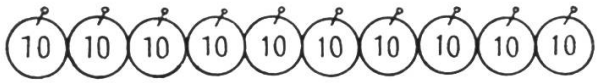
Neun Zehntel alles angewandten Rechnens, zu dem uns das tägliche Leben zwingt, sind ein **Geldrechnen.** Greifen wir daher zu unsern Schulmünzen! (Zu beziehen bei F. Schubiger, Winterthur, oder selbst herzustellen.) Der Lehrer

verkauft Griffel, das Stück zu 10 Rappen. Ein Schreiber steht an der Wandtafel und notiert alle Einnahmen. Wer nicht gerade Käufer ist, notiert am Platz auf die Tafel.
Zehn Kinder kaufen der Reihe nach je einen Griffel. Der Schreiber notiert untereinander:

10
10
10
10
10
10
10
10
10
10

Wir zählen: 10 + 10 = 20 + 10 = 30 + 10 = 40 + 10 . . .
Nachher sprechen wir + 10 = ganz leise:
10 (+ 10 =) 20 (+ 10 =) 30 (+10 =) 40 . . .
Schliesslich sagen wir + 10 = überhaupt nicht mehr,
und es heisst: 10 20 30 40 . . .

Zehn andere Schüler kaufen je einen Griffel. Ein Schüler spielt den Verkäufer. Der Lehrer notiert die Einnahmen, indem er bei jedem Verkauf einen vergrösserten Zehnräppler (aus Halbkarton selbst hergestellt) an die Cellotexplatte heftet:



Wir zählen wieder: 10 20 30 40 50 . . . 100;
auch rückwärts: 100 90 80 70 60 . . . 10.

Das Ziel dieser Übungen ist, dem Schüler die Zehnerzahlenreihe geläufig zu machen. Dadurch haben wir die beste Grundlage für ein gutes Erarbeiten der Malsätze gewonnen, die auf folgende Art eingeführt werden können: Wir spielen wieder Verkäuferlis. Der Lehrer notiert die Einnahmen an der Wandtafel, die Schüler auf ihrer Tafel. Das erste Kind kauft einen Griffel. Nun kommen zwei Kinder zusammen, nachher drei miteinander, dann vier, dann fünf . . ., zuletzt zehn Kinder. Jedes Kind kauft jeweils einen Griffel. An der Wandtafel ist dabei folgendes Bild entstanden:

10
10 + 10
10 + 10 + 10
10 + 10 + 10 + 10
10 + 10 + 10 + 10 + 10
Usw.

Wir zählen die Posten zusammen und notieren das Ergebnis rechts aussen:

10 + 10 + 10 + 10 + 10 + 10 + 10 + 10 + 10 90

Wir vergleichen mit der Darstellung auf der Cellotexplatte.

Nun bilden wir die Zehnerreihe mit Umsetzen der Sprechweise des Zuzählens in die Form des Vervielfältigens. Für einen Griffel brauche ich einen Zehnräppler, also 1 × 10 Rappen, für 2 Griffel brauche ich 2 Zehner, also 2 × 10 Rappen usw. Wir sagen jedesmal das Ergebnis dazu. Auf der Wandtafel schreiben wir vor die bereits notierten Ergebnisse die erarbeiteten Malsätze:

10 + 10 + 10 + 10 + 10 + 10 + 10 7 × 10 = 70

Bei dieser Gelegenheit muss noch das Malzeichen eingeführt werden, was keine besondern Schwierigkeiten bietet.

Nun erarbeiten wir die Malsätze auch noch an der Darstellung auf der Cellotexplatte. Oberhalb der Münzen schreiben wir die Anzahl der verkauften Griffel, unterhalb der Münzen notieren wir die Einnahmen:

1	2	3 ...		10
(10)	(10)	(10) ...	bis	(10)
10	20	30 ...		100

Nun käme das Üben, Einprägen und Anwenden.

Die Fünferreihe

Auf ähnliche Art, wie die Zehnerreihe eingeführt worden ist, liesse sich auch die Fünferreihe erarbeiten. Hier möchte ich noch ein anderes Beispiel bieten.

Wir ziehen die beliebte «Rechenmaschine» von der ersten Klasse her wieder zu Ehren, nämlich unsere Hände. Jedes Kind darf mit dem Griffel auf seiner Tafel seiner Hand nachfahren. Mit einem Stücklein Kreide darf jedes eine schöne 5 in die Hand hineinschreiben. Die Tafeln werden ausgetauscht. Jedes zählt auf des Nachbars Tafel dessen Finger. Überall sind fünf!

Nun wird gezählt, wieviel Finger in jeder Bank auf die Tafeln gezeichnet worden sind: 5 10 15 usw.

Wieviel in der ersten und zweiten Bank zusammen? Wieviel in der dritten und vierten Bank?

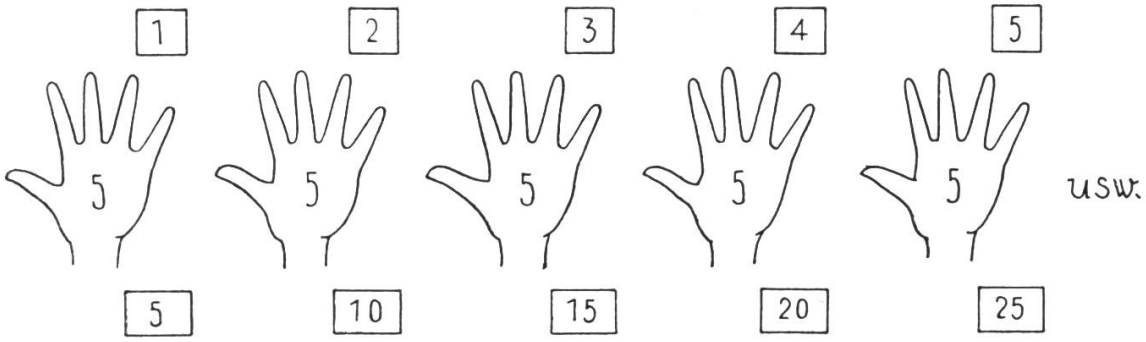
Zehn Schüler treten mit ihren Tafeln nach vorn. Wir zählen die Finger zusammen:
5 + 5 = 10 + 5 = 15 + 5 = 20 + 5 = 25 + 5 . . .

Wir zählen zurück, indem ein Schüler nach dem andern seine Tafel umkehrt:
50 — 5 = 45 — 5 = 40 — 5 = 35 — 5 = 30 — 5 . . .

Ein Schüler nach dem andern kehrt die Tafel wieder so, dass Zahl und Hand sichtbar werden. Nun zählen wir: 5 10 15 20 25 . . .

Eine Tafel nach der andern wird wieder umgekehrt. Wir zählen: 50 45 40 . . .

In einer frühern Bastelstunde durften die Schüler die auf Halbkarton abgezeichnete Hand des Lehrers ausschneiden. Diese ausgeschnittenen Hände werden nun an der Cellotexplatte verwendet. Der Lehrer befestigt eine Hand. Wie viele Finger sind dort? (5) Wie viele Hände? (1) Oberhalb der Hand befestigen wir ein grünes Zettelchen mit der Zahl 1. Unterhalb der Hand kommt ein rotes Zettelchen mit der Zahl 5 hin. So wird es mit 2, 3, 4 . . . 10 Händen gemacht, so dass folgende Darstellung entsteht:



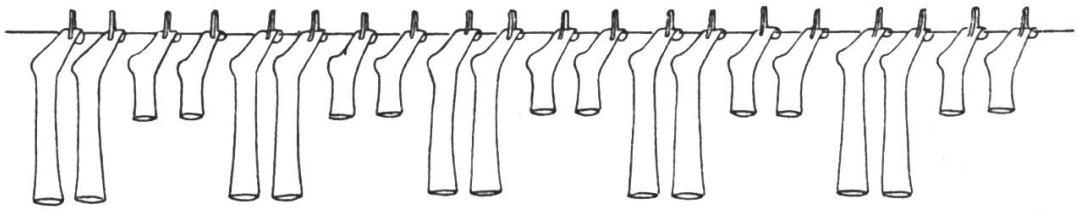
Wir zählen wieder: 5 10 15 20 25 30 . . . 50, auch rückwärts: 50 45 40 35 30 . . . 5. Durch diese Zählübungen, die ganz im Sinne des Bewegungsprinzipes ausgeführt werden, haben wir die Fünferzahlenreihe gehörig bekannt gemacht. Die Grundlage für eine gute Erarbeitung der Malsätze ist geschaffen. (Siehe Erika Bebie, Die Bewegung als Unterrichtshilfe in Rechnen und Geometrie, Rotapfelverlag, Zürich; ferner: Juliheft 1939 der Neuen Schulpraxis, Seite 343.)

Die Malsätze lassen sich auf folgende Art und Weise gewinnen: Ein Schüler steht neben der Wandtafel. Der Lehrer flüstert ihm eine Zahl ins Ohr. Der Schüler streckt eine Hand zweimal auf. Die Schülerantworten heissen etwa: Ernst hat zweimal die Hand aufgestreckt. Er hat 10 Finger aufgestreckt. Er hat 5 Finger und nochmals 5 Finger aufgehalten. Er hat 2 × 5 Finger aufgestreckt. – So ist der Moment gegeben, die Form des Vervielfältigens einzuführen. Also schreibt der Lehrer den Malsatz auf: 2 × 5 = 10. Einem andern Schüler wird eine Zahl ins Ohr geflüstert – auch schwächere Schüler eignen sich dazu mit viel Gewinn –; er hält die Hand sovielmal auf, als ihm gesagt worden ist. Die Mitschüler zählen still mit. Wenn dies langsam ausgeführt wird, kommen auch die schwachen Schüler gut mit. In diesem Sinne (wiederum Bewegungsunterricht) erarbeiten wir alle Malsätze der Fünferreihe. Zum Schluss, als Befestigung, bringen wir die Malsätze an der Tafel mit unserer Darstellung auf der Cellotexplatte in Beziehung und stehen damit bereits beim Üben und Einprägen.

Die Zweierreihe

Das Einführen von Einmaleinsreihen lässt sich auch gut mit gesamtunterrichtlichen Themen verbinden. Das Thema «Grosse Wäsche» gibt z. B. Anlass, die Zweierreihe einzuführen.

Bereitzustellendes Material: 5 Paar lange Strümpfe, 5 Paar Kinderstrümpfe (auch Socken eignen sich), Wäscheklammern, Klammernsack, Waschbecken oder kleines Geltchen, kleines Wäscheseil oder starke Schnur, ein Kopftuch. Vorn im Schulzimmer wird das Seil gespannt, so hoch, dass die Kinder noch hinaufreichen können. Ein Mädchen darf die Mutter spielen. Hinter der Wandtafel (= Waschküche) zieht es das Kopftuch an, bindet den gefüllten Klammernsack um und kommt mit den Strümpfen im Geltchen zum Wäscheseil. Nun wird die Wäsche aufgehängt, zwei lange, zwei kurze Strümpfe usw.



Dadurch, dass nach einem Paar langen Strümpfen ein Paar kurze aufgehängt wird, erfasst der Schüler den Begriff «Paar», somit die Zahl 2, besser und schneller. Wir zählen zusammen, was die Mutter ans Seil hängt: 2 + 2 = 4 + 2 = 6 + 2 = 8 + 2 = 10 + 2 . . . 20.

Die Wäsche ist trocken. Ein anderes Mädchen darf die Strümpfe abnehmen. Wir zählen ab: 20 — 2 = 18 — 2 = 16 — 2 = 14 — 2 = . . . 0.

Dieses Aufhängen und Abnehmen der Strümpfe wird ein paarmal wiederholt. Durch dieses bewegte Hin und Her erhalten wir einen fröhlichen, erspriesslichen Unterricht, wo die Kinder ganz bei der Sache sind.

Nach diesem spielerischen Zusammenzählen und Abzählen sprechen wir nur noch die Zahlen der Zweierreihe: 2 4 6 8 10 . . . und rückwärts: 20 18 16 . . . Ist dies ausgiebig geübt worden, können wir auf das Erarbeiten der Malsätze hinsteuern.
Auch die Buben dürfen einmal Strümpfe aufhängen. Der erste hängt 1 Paar auf, also 1 × 2 Strümpfe. Der nächste nimmt sie vom Seil, also wieder 1 × 2 Strümpfe. Ein anderer hängt nun 2 Paar auf = 2 × 2; der nächste nimmt sie wieder weg, das sind wieder 2 × 2 usw. Jedesmal sagen wir das Ergebnis dazu und schreiben den Malsatz an die Wandtafel.
Auf der Schülertafel arbeiten wir mit Stäbchen. Wir haben lange und kurze. Von einem Tafelrand zum andern wird ein Strich gezogen (Wäscheseil). Legt 3 Paar oder 3 × 2! Wer kann zusammenzählen? Wer kann die Malrechnung? Legt 5 Paar oder 5 × 2 usw. Die Malsätzlein im Chor sprechen lassen.

Die Viererreihe

Heinrich Roth zeigte im Augustheft 1938 der Neuen Schulpraxis, Seite 402–404, einen Weg, wie die Viererreihe erarbeitet werden kann. Hier sei nur noch besonders auf die Verwendung der Kühnelschen Hundertertafeln Nr. IIa hingewiesen, die sich vorzüglich für die Veranschaulichung eignen.

Die Achterreihe

Wir bauen mit Vorteil auf der bereits bekannten Viererreihe auf. Jeder Schüler erhält einen Brocken Plastilin und 4 Zündhölzchen. Das Plastilin wird zu einem rechteckigen Stück flachgedrückt. Die Zündhölzchen werden hineingesteckt. Sie stellen die Schüler beim Turnen dar. Zehn dieser Vierergruppen stellen wir auf dem Sandkastendeckel hintereinander auf. Wie lustig! Immer sind 4 zusammen. Die Viererreihe wird wiederholt. Wer kann 2, 4, 7, 3 . . . Reihen zeigen und sagen, wieviel Schüler es jeweils sind? Wer kann das Malsätzlein dazu?

Nun werden je zwei Vierergruppen zusammengestellt. Wir zählen eine Reihe laut im Chor: 1 2 3 4 . . . 8. Schwächere Schüler dürfen die andern vier Reihen zählen. Es stehen immer 8 Zündhölzchen (Schüler) in einer Reihe. Wir zählen 2 Reihen: 1 2 3 4 . . . 16, auch rückwärts. Bildet schnell zwei solche Reihen!
Zählt 3, 4, 5 Reihen! Wir zählen still und sagen nur die Reihenzahlen laut, vor- und rückwärts. Zählt 2, 3, 4, 5 Reihen zusammen! Zählt von 5, 4, 3, 2 Reihen eine Reihe ab!
An der Wandtafel entsteht folgendes Bild:

1 Reihe 8

2 Reihen 8 + 8

3 Reihen 8 + 8 + 8

Usw.

Nun fügen wir noch weitere Reihen hinzu, bis im ganzen 10 Reihen gebildet sind. Wiederum wird gezählt, addiert und subtrahiert. So sind die Einmaleins-

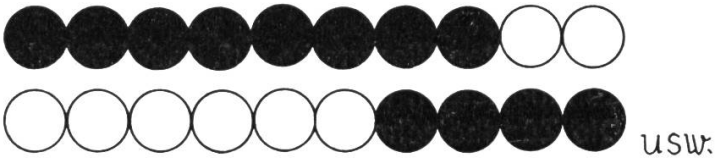
zahlen der Achterreihe gründlich erarbeitet, und es kann zu den Malsätzen übergeleitet werden. Dazu benützen wir die soeben entstandene Wandtafeldarstellung, indem wir die Sprechweise des Zuzählens in die Form des Vervielfältigens setzen. In einer Reihe stehen 8 Zündhölzchen (Schüler), also 1 × 8, in zwei Reihen stehen 8 + 8, also 2 × 8 usw. Zu jedem Malsatz sagen wir das Ergebnis und schreiben das ganze Sätzlein hinter die Darstellung:

6 Reihen 8 + 8 + 8 + 8 + 8 + 8 6 × 8 = 48

7 Reihen 8 + 8 + 8 + 8 + 8 + 8 + 8 7 × 8 = 56

Usw.

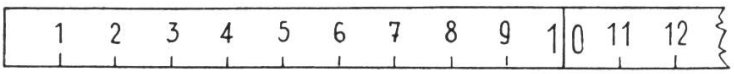
Nun wird die neuerarbeitete Reihe noch im dekadischen Zahlensystem veranschaulicht. Dazu verwenden wir grosse, durch den Lehrer hergestellte Zählstreifen mit 10 Kreisen darauf. Die Schüler dürfen die Kreise ausmalen, 8 rote, 8 grüne, 8 rote, 8 grüne usw. Die bemalten Streifen werden an die Cellotexplatte geheftet, so dass folgende Darstellung entsteht:



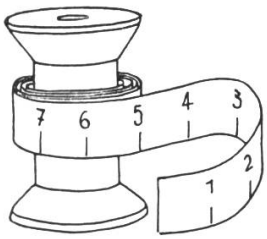
Durch diese dekadische Gruppierung werden die Ergebnisse der Vervielfältigung für jeden Schüler rasch ersichtlich. Das Einreihen ins dekadische Zahlensystem sichert die grundlegenden Erkenntnisse und bietet zur Veranschaulichung ein deutliches, klares Hilfsmittel, woraus man immer und zuverlässig schöpfen kann. Einen andern Weg zur Einführung der Achterreihe siehe im Augustheft 1936 der Neuen Schulpraxis, S. 338–340.

Die Dreierreihe

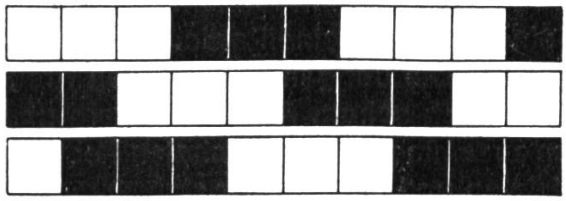
Bei der «Zehnerreihe» wies ich auf das angewandte Rechnen hin, zu dem uns das tägliche Leben Anlass gibt, und erwähnte dabei das Rechnen mit Geld. Ein anderes Gebiet, das sich für den sachlichen Rechenunterricht sinnvoll anwenden lässt, ist das Messen. Schon beim vorschulpflichtigen Kinde können wir beobachten, wie es mit einem kleinen Stecklein ein grösseres misst, wie es ein Streiflein Papier auf einem Brettlein, auf einem Stück Stoffabfall usw. abträgt, wie es mit dem Messband der Mutter spielt. Alles was dem kindlichen Alltag zu rechnendem Tun Anlass gibt, wollen wir im Unterricht auswerten, gerade deshalb, weil es lebensnah ist. In der Bastelstunde stellen wir eigene Messbänder her. Dazu braucht es eine leere Fadenspule und einen starken, etwa 1–2 cm breiten und etwa 105 cm langen Papierstreifen. Auf dem Papierstreifen wird die 100er-Einteilung angebracht:



Der Papierstreifen wird an die Fadenspule geklebt, und es entsteht ein gut auf- und abrollbares Messband:



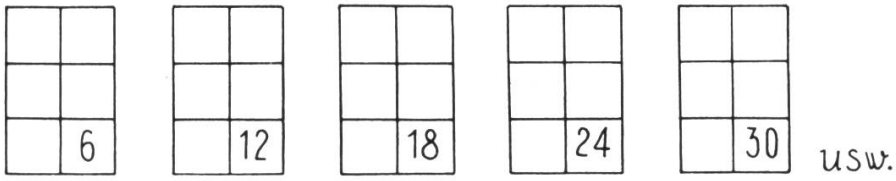
Die selbstverfertigten Messbänder ziehe ich den gekauften vor, erstens wegen des Preises (heute kostet ein billiges Zentimeterband 50 Rp.), zweitens weil die Eigentätigkeit des Kindes angeregt wird und es zudem ein nachhaltiges Erlebnis bildet, selbst einen Meter gezeichnet zu haben.
Beispiele von Aufgaben, die mit einem solchen Messband gelöst werden können, zeigt Heinrich Roth im Februarheft 1940 der Neuen Schulpraxis, S. 74–75. Für die Einführung der Dreierreihe kann das Messband wie folgt verwendet werden:
Zählübungen: 1 2 3 4 5 6 7 . . . bis 30 und zurück.
Aufreihen (immer 3 dazu, nachher auch 3 weg): 1 4 7 10 13 . . . 100
2 5 8 11 14 . . . 99
Jeder Schüler bekommt ein 3 cm langes Holzstäbchen (gebrauchtes Zündhölzchen). Wir tragen es auf dem Messband ab:
Einmal: Wir kommen zur Zahl 3. Zweimal: Wir kommen zur Zahl 6. Usw. Auch rückwärts!
Durch dieses lustbetonte Hantieren erhalten wir die Einmaleinszahlen der Dreierreihe, und es wird leicht sein, nachher die Malsätze einzuführen. Tragt das Hölzlein 3×, 5×, 8×, 2× . . . auf dem Messband ab! Wer findet das Ergebnis zuerst? Wer kann den ganzen Malsatz sagen? Die Malsätze werden durch einen Schüler an der Wandtafel untereinander geschrieben.
Da wir schon mit Zentimetern arbeiten, liegt es nahe, dass wir die erarbeitete Reihe auch im dekadischen System verankern. Dazu verwenden wir wie bei der Achterreihe grosse zehnteilige Streifen. An Stelle von Kreisen setzen wir quadratische Häuschen, die wieder in 2 Farben bemalt werden. Die Streifen werden an der Cellotexplatte befestigt, und es entsteht folgende Darstellung:



Die gleiche Darstellung zeichnen die Schüler auf ihrer Tafel. Schliesslich werden die Malsätze an der Wandtafel mit der Darstellung auf der Cellotexplatte und auf der Schülertafel in Verbindung gebracht. Zeigt auf der Cellotexplatte 3 × 3, 6 × 3, 2 × 3, 8 × 3... Sagt das Ergebnis dazu! Auch umgekehrt: Der Lehrer, später ein Schüler, zeigt: 27, 15, 21, 9 . . . Wer weiss den Malsatz dazu?
Doch damit sind wir schon am Üben und Einprägen!

Die Sechserreihe

Wir zählen Dinge auf, wo immer 6 Stück beieinander sind: 6 Farbstifte, 6 Farbschalen, 6 Taschentücher, 6 Handtücher, 6 Löffel, 6 Messer usw., 6 Beine beim Maikäfer, 6 Scheiben beim Fenster usw.
Da unser Schulzimmer 10 Fenster aufweist, von denen jedes 6 Scheiben besitzt, ist der Ausgangspunkt für die Einführung der Sechserreihe gegeben.
Wir beginnen wieder mit einer Zählübung, indem wir die einzelnen Scheiben zählen. Nachher leise sprechen, nur die Sechserreihenzahlen laut sagen! Mit Kreide schreibt ein Schüler diese Zahlen bei jedem Fenster an:



usw.

Wir lesen die Zahlenreihe vor- und rückwärts vom Fenster ab. Wir wandern von einem Fenster zum andern und zählen jedesmal 6 Scheiben dazu.
Diese Übungen im Chor und einzeln sprechen lassen. Das Sprechenlassen im Chor oder in Gruppen ist für die Erlernung des Einmaleins nur von Vorteil. Beim Einzelsprechen sollen zuerst gute Schüler, dann später aber auch schwächere an die Reihe kommen.
Die Schüler bekommen hellblaue Blättlein (Fensterchen). Diese werden so gefaltet, dass auf jedem Blatt sechs Felder (Scheiben) entstehen.
Wir setzen Fenster ein: 6, 2, 7, 5 . . . Wie viele Scheiben sind dies jeweils? Zählt 12, 30, 18 . . . Scheiben. Wie viele Fenster gibt das? So werden auch hier zuerst die Einmaleinszahlen durch einfaches Zählen sowie durch Zu- und Abzählen gewonnen und vertieft. Erst jetzt verarbeiten wir die Malsätze.
Auf der rechten Seite des Schulzimmers sind 4 Fenster. Wieviel Scheiben?
$6 + 6 + 6 + 6$ 4×6 Usw.
Sind die Malsätze auf diese Art gewonnen, so setzen wir das Ergebnis dazu. Wir errechnen es zuerst durch Zusammenzählen, zum Beispiel: $6 + 6 + 6 + 6 + 6 = 30$, dann mit dem Malsatz $5 \times 6 = 30$ usw. Dabei sei wieder einmal nachhaltig auf die innige Beziehung zwischen Addition und Multiplikation hingewiesen.

Die Neunerreihe

Diese lässt sich gut mit dem alten, aber immer beliebten Neunemal einführen. Die Schüler bringen Bohnen in die Schule, einer 9 weisse, ein anderer 9 schwarze oder braune. Der Lehrer hält auf Karton aufgezogene Neunemal-Spielpläne in Schwarzdruck bereit (zu beziehen bei F. Schubiger, Winterthur; Grösse 25×25 cm, 10 Blatt für 90 Rp.). Warum sollen wir nicht einmal eine Rechenstunde für dieses Spiel einräumen? – Das Opfer wird sich bestimmt lohnen! Der Lehrer erklärt das Spiel vorgängig. Er spielt mit einem Schüler eine Partie. Zwei Schüler, die das Spiel kennen, spielen zusammen. Die übrigen bilden einen Kreis und schauen zu. Andere kennen das Spiel auch schon. Aus Anfängern und aus Fortgeschrittenen stellen wir Gruppen zusammen. In der nächsten Rechenstunde haben die Schüler wiederum Spielplan und Bohnen vor sich.
Die 2 Schüler, die zusammensitzen, zählen ihre Bohnen: 1 2 3 4 . . . 18. Wir legen Bohnen auf den Spielplan, zuerst alle weissen, und zählen dazu: 1 2 3 . . . 9. Die Schüler merken, dass jetzt nochmals 9 Bohnen gelegt werden können. Wir zählen nach, ob es stimmt! Wer kann zusammenzählen? $9 + 9 = 18$. Wir nehmen Bohnen vom Spielfeld weg; zuerst alle schwarzen, dann die weissen. Es wird rückwärts gezählt. Bei 9 machen wir wieder einen Halt. Wer kann die Wegrechnung? $18 - 9 = 9$!
Zwei Spielgruppen rutschen zusammen. Legt eure Bohnen hin, eine nach der andern, und zählt: 1 2 3 4 5 6 7 . . . 36. Nehmt die Bohnen weg und zählt: 36, 35, 34, 33 . . . 1. Wir zählen nochmals, aber still. Jedesmal, wenn ein Spieler seine letzte Bohne hinlegt, sagen wir die Zahl laut:
1 2 3 4 5 6 7 8 **9** 10 11 12 13 14 15 16 17 **18** 19 . . . **27** . . . **36**. Dann rutschen drei Gruppen zusammen, dann 4, 5, und wir lassen ähnliche Übungen bilden. Die Ergebnisse werden an die Wandtafel geschrieben:

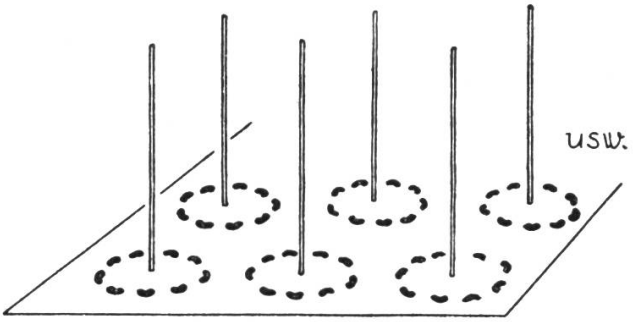
$\boxed{9+9} + \boxed{9+9} = 36$

$\boxed{9+9} + \boxed{9+9} + \boxed{9+9} = 54$

Hinter dieser Aufstellung bilden wir die Malsätze:

$\boxed{9+9} + \boxed{9+9} + \boxed{9+9} + \boxed{9+9} = 72 \qquad 8 \times 9 = 72$

Durch diese Spielgruppenbildung erhalten wir nur die Malsätze der geraden Zahlen. Doch wird es den Schülern Spass machen, die Nachbarn herauszufinden. Ein Beispiel: Wir haben den Malsatz $4 \times 9 = 36$. Wir zählen 9 weg und erhalten $3 \times 9 = 27$; zählen wir 9 dazu, erhalten wir $5 \times 9 = 45$ usw.
So sind die Malsätze gewonnen. Nun gehen wir an den Sandtisch. Er ist unser Bohnenbeet. Zehn Griffel sind die Bohnenstangen. Nun her mit den Bohnen! Möglichst in gleichmässigem Abstand werden um die Griffel je 9 Bohnen gelegt.



Der Schüler, der die 9 Bohnen um den Griffel legen darf, sagt jeweils das Malsätzlein. Es wird im Chor nachgesprochen. Diese tatsächliche Handlung kann jederzeit und so lange wiederholt werden, bis die Abstraktion vom Ding zur reinen Zahl vollzogen und die konkrete Hilfe nicht mehr notwendig ist. J. Menzi sagt: «Das Einmaleins darf kein leeres Wortgeplapper sein; es muss vielmehr auf realen Anschauungen und Erkenntnissen aufgebaut sein, bevor wir an ein mechanisches Einüben denken können. Und diese Anschauung liefert uns auf mannigfaltige Weise der Sandkasten.»

Die Siebnerreihe

Wir reden von der Woche und den Wochentagen. Auf die Wandtafel schreiben wir die Namen der Wochentage. Wir betrachten verschiedene Kalender. Überall ist nach sieben Tagen ein Strich gezogen, oder es kommt nach 7 Tagen immer wieder eine rote Zahl. Es bedeutet jedesmal eine Woche. Wir zählen die Tage einiger Wochen: immer 1 2 3 4 5 6 7, 1 2 3 4 5 6 7 . . . Wir zählen die Tage zweier Wochen: 1 2 3 4 5 6 . . . 14. Zwei Wochen sind 14 Tage. In 14 Tagen ist Weihnachten. Wir haben 14 Tage Ferien. Ich war 14 Tage lang krank. Mein Vater muss für 14 Tage in den Militärdienst usw. Der Ausdruck «14 Tage» ist den Kindern geläufig.
Wir zählen 3, 4, 5 . . . 10 Wochen. Jedesmal, wenn 7 Tage mehr sind, wird die erhaltene Zahl an die Wandtafel geschrieben. So werden die Einmaleinszahlen der Siebnerreihe zusammengetragen. Vorwärts- und Rückwärtssprechen dieser Zahlen, einzeln und im Chor.
Nachher zu- und abzählen mit 7.
Die Malsätze erarbeiten wir an der Cellotexplatte auf folgende Art: Wir erstellen aus vorbereiteten Zetteln (im Schreibunterricht herzustellen), auf denen nur die Namen der Wochentage stehen, einen Kalender.
Wir sagen: Eine Woche hat 7 Tage. Zwei Wochen haben 2×7 Tage = 14 Tage. Drei Wochen haben 3×7 Tage = 21 Tage usw. Das Ergebnis können wir zuerst nochmals durch Addieren, dann aber durch Multiplizieren gewinnen. Über den Zetteln schreiben wir an, wie viele Wochen wir zählen: 1×7, 2×7 usw. Unter den Zetteln schreiben wir das Ergebnis hin: 7 14 21 usw.
Wir schreiben die Malsätze an die Wandtafel.

1×7	2×7	3×7	4×7	...	10×7
Sonntag	Sonntag	Sonntag	Sonntag		
Montag	Montag	Montag	Montag		
Dienstag	Dienstag	Dienstag	Dienstag		
Mittwoch	Mittwoch	Mittwoch	Mittwoch		
Donnerstag	Donnerstag	Donnerstag	Donnerstag		
Freitag	Freitag	Freitag	Freitag		
Samstag	Samstag	Samstag	Samstag		
7	14	21	28	...	70

An der Cellotexplatte zeigen die Schüler:
4, 7, 5, 3 . . . Wochen Ferien = wieviel Tage?
8, 9, 2, 6 . . . Wochen krank = wieviel Tage?

Dazu wird jedesmal einzeln und im Chor das Malsätzlein gesprochen. Die Umkehrungen nicht vergessen: 21, 35, 56 . . . Tage Ferien = wieviel Wochen? 14, 28, 7 Tage krank = wieviel Wochen?

Im nachstehenden sei noch eine Zusammenstellung der in der Neuen Schulpraxis erschienenen Arbeiten gegeben, die mit dem Einmaleinsrechnen in Zusammenhang stehen. Da sei vorerst auf die Arbeiten von Heinrich Roth hingewiesen, die in ihrer Gesamtheit als grundlegend betrachtet werden dürfen: Über die Darstellung des Einmaleins (Augustheft 1938); Angewandtes Rechnen auf der Unterstufe (Septemberheft 1938); Das Zählen auf der Unterstufe (Märzheft 1939); Vom Zählen zum Rechnen (Maiheft 1939); Rechenübungen auf der Unterstufe nach dem Bewegungsprinzip (Juliheft 1939); Reicher Herbst (Septemberheft 1939); Die Längenmasse im Rechenunterricht der Unter- und Mittelstufe (Februarheft 1940); Hohlmasse und Gewichte im Rechenunterricht der Unter- und Mittelstufe (Juliheft 1940); Zeitrechnung auf der Unterstufe (Januarheft 1941).

Andere Arbeiten zu diesem Stoffgebiet sind: Interessantes vom 1×9 (Märzheft 1932); Rechenspiele (Septemberheft 1933); Bemerkungen zur Methodik des kleinen Einmaleins (Augustheft 1934); Das Einmaleinsgebäude (Novemberheft 1935); Erwerbung und Erlernung des Einmaleins (Augustheft 1936).

Zur Behandlung von Gedichten auf der Oberstufe

Von Hans Mohler

(Fortsetzung)

Dramatisierung

Am Schlusse des Beitrages in der Juninummer habe ich mit ein paar Worten auf die Möglichkeit einer Dramatisierung hingewiesen, wie sie aus der Behandlung des zweifelhaften Gedichtes «Kolumbus» von L. Bachmann hervorgehen kann.

Die Notwendigkeit einer weitern Auseinandersetzung mit dem Gedichte möchte ich folgendermassen begründen: Der Schüler ist nach der strengen, nach logischen und grammatikalischen Gesichtspunkten durchgeführten Prüfung

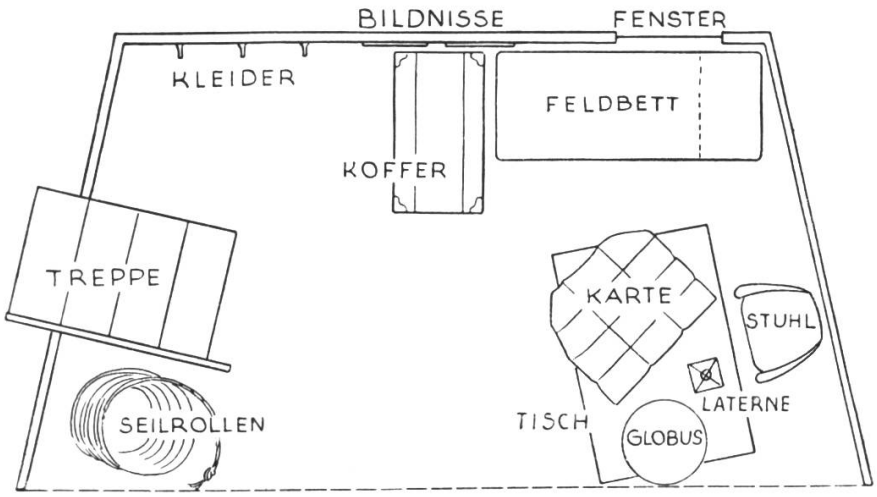
des Gedichtes zu einer eher ablehnenden Haltung gelangt. Eine Gefahr bestünde nun darin, dass er in der Folge jedes Gedicht nach negativen Seiten absuchte und sein Urteil von diesen ableitete, genau so, wie er früher an jedem Gedicht nur das Gute sah. Ihn in der negativen Einstellung zu belassen, kann nicht der Sinn einer Gedichtbehandlung sein, selbst da nicht, wo man, wie in unserm Falle, bei einer eingehenderen Betrachtung zu einem vorwiegend negativen Urteil kommen muss.
Auch aus einem zweifelhaften Gedicht lässt sich zumeist noch etwas machen. Nehmen wir das Gedicht «Kolumbus» als Rohstoff und versuchen wir, es in ein paar dramatische Szenen zu verwandeln, so hat der Schüler dabei mehr gewonnen, als wenn er es mit Geringschätzung behandelt, nachdem er dessen Mängel erkannt hat.

Das Gedicht liefert uns für die Dramatisierung:
1. Die Handlung. (Die wirklichen Begebenheiten eignen sich weder für die Bearbeitung in Gedichtform noch für die Dramatisierung.)
2. Die Personen. Es wird sich aber als notwendig erweisen, das anonyme Schiffsvolk durch den Mund eines Anführers sprechen zu lassen, wobei der Schüler die Freiheit haben soll, diesem Anführer einen Namen zu geben.
3. Einen Schauplatz, nämlich die Kajüte des Kolumbus.

Das Gedicht liefert uns nicht:
1. Den zweiten Schauplatz, das Verdeck.
2. Die Sprache. Im Gedicht reden die Personen nicht wie richtige Menschen, sondern bedienen sich einer «gehobenen» Sprache, die poetisch wirken soll. Unsere Personen sollen aber sprechen, wie man wirklich spricht. Es ist daher verboten, eine Redewendung des Gedichtes zu gebrauchen.

Wenden wir uns nun der unmittelbaren Aufgabe zu, der Dramatisierung. Womit fangen wir an? Sicher mit der Beschreibung der Bühnenbilder. Schüler, die schon Theaterstücke gelesen haben, werden das Personenverzeichnis vorschlagen; wir stellen ihnen frei, dieses an den Anfang zu setzen, doch ist dies bei der Kürze unseres Stückes nicht notwendig.
Es ist nun von allergrösster Wichtigkeit, dass die Schüler, die ja nie an Bord eines Segelschiffes der Kolumbuszeit gewesen sind, eine deutliche Vorstellung der Örtlichkeit erhalten. Einzelne haben gewiss die nötige Phantasie, sich ein annähernd richtiges Bild auszumalen. Den meisten aber müssen wir durch eine Skizze etwas auf den Weg helfen:

1. Bild: Kajüte des Kolumbus

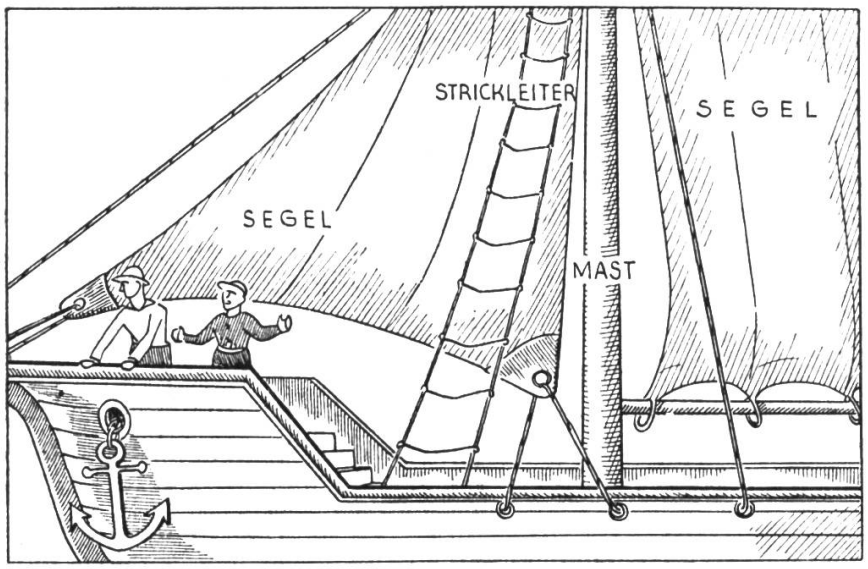


An Hand der Skizze entsteht durch die Schüler ungefähr folgende Beschreibung, die wir an der Wandtafel festhalten; wir lassen aber jedem die Freiheit, selbst noch etwas dazuzutun oder zu ändern.

Die Kajüte des Kolumbus

Rechts ein Tisch, mit einer Karte überlegt; ferner befinden sich darauf ein Globus und eine Laterne. An der hintern Wand rechts ein Feldbett, darüber ein kleines Fenster. Links davon, über einem Koffer, die Bildnisse des spanischen Königspaares mit dem spanischen Reichswappen. Ganz links einige an Haken aufgehängte Kleidungsstücke. – An der Seitenwand links das Ende der vom Deck herunterführenden Treppe, davor Schiffsgerät (Seilrollen usw.).

2. Bild: An der Spitze des Schiffes



Auf Deck, an der Spitze des Schiffes

Durchgehendes, massives Geländer, links etwas erhöht. Darüber kupferbraune Segel, an Tauen befestigt. Etwas rechts von der Mitte der Mast, mit Tauen und einer Strickleiter.

Das Zusammentragen dieser szenischen Angaben ist eine ausgezeichnete Übung im knappen, zutreffenden Ausdruck. Die Mitarbeit des Lehrers sollte sich daher auf blosse Hinweise und Korrekturen beschränken. Die Formulierung ist Sache der Schüler.

*

Ehe wir nun an die eigentliche dramatische Arbeit gehen, sind ein paar weitere Hinweise notwendig:

1. Jede Person muss ihre Gedanken aussprechen, da wir ihrem Gesicht kaum deutlich genug ansehen können, was sie denkt. Ein Satz wie: «Kolumbus denkt . . .» ist daher unbrauchbar.
2. Orthographisches: Im Theaterstück wird die direkte Rede nicht in Gänsefüsschen gesetzt. Sie wird bloss durch den Namen der Person eingeleitet:

Kolumbus: Was führt dich zu mir? (Nicht etwa: Kolumbus sagt: Was führt dich . . .)

Zwischenbemerkungen wie «Er steht auf» werden in Klammern gesetzt.

Das Weitere dürfen wir nun dem einzelnen Schüler überlassen. Nachfolgend eine Schülerarbeit, die deutlich die Loslösung vom Gedicht veranschaulicht.

*

Kolumbus, von Werner R., 1. Sekundarklasse

Personen: Kolumbus, ein Seefahrer aus Genua.
Fernando, sein oberster Matrose.
Arnold, der Anführer der Meuterei.

1. Bild

Kajüte des Kolumbus: Ein einfaches Zimmer. Auf der rechten Seite ein Tisch. Auf dem Tisch sind die Karten von Toscanelli ausgebreitet; daneben steht ein Leuchter. Hinter dem Tisch ein Bett. Zur Linken führt eine Treppe auf das Deck. In der Kajüte liegen noch Schiffsgeräte umher.

Kolumbus sitzt ganz aufgeregt am Tisch. Er schreibt in sein Tagebuch. Oft blickt er auf die Karte. Fernando kommt eilig die Treppe herunter, grüsst Kolumbus.

Kolumbus (schreibt weiter): Was willst du?

Fernando (näher tretend): Die Schiffsleute wollen gegen dich einen Aufstand machen!

Kolumbus (ruhig und ernst): Wozu? Sie haben keinen Grund dazu.

Fernando: Die Schiffsleute beklagen sich darüber, dass sie zu wenig Nahrung bekommen.

Kolumbus (böse): Die bekommen immer noch genug! Wir sind nicht zum Dickwerden hier. Und sonst gebe ich ja alles, was ich habe.

Fernando: Die Leute machen, was sie wollen. Sie gehorchen mir nicht mehr.
(Mit grossem Lärm stürzt die ganze Schiffsmannschaft in die Kajüte des Kolumbus. Niemand grüsst ihn.)

Arnold (frech): Du, mit deinem unüberlegten Plan, Indien westwärts auf dem Meere zu erreichen! Jetzt sind wir da und wissen gar nicht, wo wir sind. Mit deinem Reichtum in Indien wird's auch nichts. Wenn sich das Land heute abend nicht zeigt, dann werfen wir dich kurzerhand ins Meer.

Kolumbus: Nach diesen Karten müssten wir Indien schon lange erreicht haben. Ich kann nichts dafür, dass sich das Land nicht zeigt. Die Karten habe ja nicht ich gemacht. Und übrigens habt ihr mir zu gehorchen und nicht ich euch. Also, macht, dass ihr an eure Plätze kommt!

Arnold: Du wirst sterben.

Kolumbus: Macht, dass ihr geht!

Arnold: Wir gehen nicht; es hat ja keinen Zweck, hier auf dem Meere herumzutreiben.

Kolumbus (wütend): Macht, dass ihr geht! Was soll das heissen: Wir gehen nicht, wenn ich euer Vorgesetzter bin?

Arnold: Das soll gar nichts heissen, d. . .

Kolumbus (fährt dazwischen): Das soll etwas heissen. Ich werde euch jetzt aus der Kajüte hinauswerfen, wenn ihr euch nicht augenblicklich von hier entfernt.

Arnold: Das ist uns gleichgültig. Wir werfen dich einfach ins Meer.

Kolumbus (wird zahmer. Er hat gemerkt, dass es nichts mehr nützt, sich zu wehren): Also, Arnold. Es ist mir gleichgültig, dass ich sterben muss. Aber lasst mich noch bis zum nächsten Morgen am Leben; das Land wird sich sicher zeigen.

Arnold: Das ist aber die einzige Gnade, die wir dir geben!
(Die Schiffsleute gehen, und Kolumbus ist allein. Nach einiger Zeit geht er auf das Verdeck.)

2. Bild

An der Spitze des Schiffes. Es geht gegen Morgen.

Kolumbus (schaut unverwandt in die Fahrtrichtung, ob sich das Land nicht zeigen werde): Wenn ich nicht mehr am Leben bin, werden die drei Schiffe gewiss Seeräuberschiffe. Oder sie finden den Heimweg nicht mehr und gehen elend zu Grunde. Aber, was die Leute wollen, müssen sie auch selber haben. Sie werden aus dem Wunder kommen, wenn sie niemand mehr führt. – Hätte ich diesen Plan auf der Seite gelassen! Mit den Karten von Toscanelli bin ich hereingefallen!

(Es beginnt hell zu werden. Das Land zeigt sich noch nicht. Man hört Lärm. Nach einiger Zeit kommt Arnold mit seiner Bande.)

Arnold (spöttisch): Nun, Kolumbus, hat sich das Land gezeigt?

Kolumbus: Nein, aber es wird nicht mehr lange dauern.

Arnold: Die Sonne ist auf. Du weisst jetzt, was mit dir geschieht.

Kolumbus: Ja, ich weiss es, und ich bin bereit.

Arnold: Gut. (zum Volk) Bindet ihn!

Kolumbus: Morgen werdet ihr sicher in Indien sein.

Arnold: Wir werden sehen. Auf jeden Fall sind wir heute noch nicht dort, und darauf kommt es an. Leb wohl! (zu den Schiffsleuten) Macht vorwärts!

(Kolumbus wird gebunden und an die Brüstung geschleppt. In diesem Augenblick ertönt vom Mastkorb herunter der Ruf: «Land! Land!» Alle schauen zuerst hinauf, dann in die Fahrtrichtung. Es zeigt sich ein schmaler, dunkler Streifen über der Wasserlinie. – Kolumbus wird freigelassen. Alle stürzen ihm zu Füssen.)

Kolumbus (nach vorn weisend): Habt ihr gesehen?

*

Der Gang dieser Gedichtbehandlung mag vielleicht manchem Kollegen weitschweifig und umständlich erscheinen. Ein Versuch wird ihn aber davon überzeugen, dass der Gewinn die aufgewendete Zeit reichlich aufwiegt. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Schüler, die gewöhnlich Mühe hatten, einen annehmbaren Aufsatz hervorzubringen, plötzlich «den Knopf auftaten» und einen Eifer zeigten, den man von ihnen nie erwartet hätte. Dies ist wohl hauptsächlich der neuen Form zuzuschreiben, einer Form, die Abwechslung bringt in das Einerlei der «normalen» Aufsatzthemata.

Im übrigen ist zu sagen, dass man auch bei spätern Gelegenheiten auf die dramatische Form, die an unserm Beispiel erarbeitet worden ist, zurückgreifen und dann natürlich das Formale voraussetzen kann. Ich habe mit einer zweiten Sekundarklasse einen Abschnitt aus Gotthelfs «Uli, der Knecht» dramatisch behandelt und erfreuliche Ergebnisse entgegennehmen können.

Der nächste Schritt wäre, das Geschriebene in einer Aufführung lebendig zu machen. Es würde zu weit führen, auf die Möglichkeiten einer solchen Gestaltung einzugehen. Diesen letzten Schritt braucht es aber nicht, damit wir erkennen, dass das Gedicht ein Samenkorn ist, das aufgeht, sich ausbreitet und schliesslich Frucht trägt, zweifältig, zehnfältig und vielleicht gar zwanzigfältig! Manches wird wohl auch auf steinigen Boden fallen, aber wo geschieht dies denn nicht? Wir wollen zufrieden sein, wenn wir einigen wenigen Anregung und Einsicht in neue Zusammenhänge und Verhältnisse vermitteln konnten. Auf diese wenigen kommt es am Ende ja immer an.

Das Zürichbiet

Von Heinrich Pfenninger

Wer seiner Klasse im Unterricht geographische Kenntnisse über unser Heimatland zu vermitteln hat, wird mindestens einen Teil der Stunden dazu verwenden, den Schülern einzelne Gebiete der Schweiz als Einheiten vorzustellen. Dieses Auftrennen in überschaubare Bruchstücke des Ganzen erleichtert die Vermittlung des vielseitigen Stoffes wesentlich.

Es ist aber kaum anzunehmen, dass ein Lehrer, sofern er nicht in diesem Kanton selber wohnt, das Zürichbiet an den Anfang seiner Betrachtungsreihe stellen wird. Dazu eignen sich organischere Gebilde, wie das Glarnerland oder etwa die Urkantone, wesentlich besser. Sie lernen sich leichter.

Das Land

Wo liegt der Kanton Zürich? Als Grenzkanton, als direkter Anstösser an Deutschland sollte man ihn zur Nordschweiz zählen. Aber liegt sein Nachbarkanton Schaffhausen nicht nördlicher als er? Rechnen wir ihn aber zur Nordostschweiz, dann müssen wir gleich hinzufügen, dass St.Gallen, Appenzell und Thurgau östlicher liegen, dass er somit höchstens den westlichen Teil der Nordostschweiz bilden könnte.

Betrachten wir die Formen des Gebietes etwas näher, das sich zwischen dem Rhein im Norden, der Hohen Rone im Süden, dem Schnebelhorn im Osten und der Reuss im Westen ausdehnt! Es gehört (mit Ausnahme der Lägern, die zum Jura zu rechnen ist) zum Mittelland. Darunter stellt sich mancher eine mächtige Ebene vor, die sich zwischen Alpen und Jura ausbreitet. Der zürcherische Teil des Mittellandes hat aber einen viel uneinheitlicheren Charakter. Wir finden zwar besonders im nördlichen Kantonsteil jene weiten Wiesen- und Ackerflächen, die für das Mittelland typisch sind. Sie haben eine durchschnittliche Höhe von 400 m. Der grössere Teil des übrigen Kantons, soweit er nicht von Seen beansprucht wird, ist dagegen lebhaft gewelltes Hügel- und Bergland. Diese Anhöhen erheben sich im Norden und Westen zwar nur wenig über die Talböden (Kohlfirst 574 m, Gubrist 617 m). Im Osten und Süden des Kantons steigen sie hingegen nahezu zur Voralpenhöhe an und tragen auf ihrem Rücken, soweit sie nicht bewaldet sind, bereits jene Hochweiden, die uns von den Voralpen her überall bekannt sind (Hörnli 1136 m, Schnebelhorn 1296 m, Hohe Rone 1228 m).

Das Zürichbiet umfasst eine Fläche von 1730 km². Doch kann es sich ob seiner Grösse nicht sonderlich brüsten, beansprucht es doch kaum mehr als den 24. Teil des ganzen Landes. Der Kanton Graubünden ist nahezu fünfmal grösser, das Bernerland gut viermal so gross wie der Kanton Zürich. Der Kanton Freiburg hält ihm nahezu die Waage. Doch können die Zürcher wenigstens behaupten, in ihren Gemarkungen hätten ziemlich genau die Kantone Schwyz und Unterwalden zusammen Platz. In der Reihe der Kantone steht Zürich der Ausdehnung nach an 7. Stelle (hinter Graubünden, Bern, Wallis, Waadt, Tessin und St.Gallen).

Schreiten wir seinen Raum mit Riesenschritten ab! Die Luftlinie zwischen nördlichstem Punkt (Feuerthalen) und südlichster Anhöhe (Hohe Rone) misst ziemlich genau 60 km. Dieser Strecke entspricht im Westen unseres Landes der Abstand Basel–Bern oder im Osten die Entfernung von Altstätten (Rhein-

tal) bis Chur. Die grösste Ausdehnung West–Ost dagegen (von Ottenbach bis Schnebelhorn) beträgt nur rund 45 km. Gleiche Strecken zum Vergleich: Neuenburg–Bern oder Disentis–Thusis.

Lassen wir nun aber unsern Blick vom tiefstgelegenen zum höchsten Punkt des Kantons schweifen! Wir begeben uns an den Zürcher Rhein westlich von Glattfelden. Wir mögen etwa 300 m hoch stehen. Die grösste Höhe dagegen werden wir am Schnebelhorn mit ungefähr 1300 m treffen. Zwischen diesen 1000 m Höhendifferenz (also etwa drei Steigstunden) liegt der ganze Kanton Zürich. (Vergleiche Schnebelhorn 1300 m mit Napf 1400 m und Rigi 1800 m.) Aber unser Blick über das Zürcherland wird vielleicht gerade deswegen, weil diesem mächtige Höhenunterschiede erspart geblieben sind, mit besonderem Wohlgefallen auf der welligen, gepflegten Gegend ruhen. Hier kommt uns vielleicht das Tellenwort in den Sinn: «Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.»

Das Volk

Zu einem rechten Garten braucht es einen tüchtigen Gärtner. Gärtner sind hier ihrer viele. 1941 (letzte Volkszählung) hat man im Kanton Zürich rund 675000 Einwohner gezählt. Nur der Kanton Bern mit seinen 730000 Einwohnern hat ihn überboten. Ungefähr jeder sechste Schweizer wohnt im Zürichbiet. Die vier Urkantone (Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern) beherbergen zusammen nur halb so viele Einwohner wie der Kanton Zürich allein. Dagegen wäre es unrichtig, zu glauben, das wären nun alles waschechte «Züripieter» (der Zürcher sagt «. . .pieter» nicht «. . .bieter»), die den grossen Garten bewohnen. H. R. Schmid hat im Bande «Zürich, Stadt und Land» von Walter Schmid vielmehr nachgewiesen, dass in den Kantonsgemarkungen ein Viertel bis ein Fünftel der Bürgerschaften der Kantone Schwyz, Glarus, Appenzell-Innerrhoden, Aargau und Thurgau – und von den Schaffhausern sogar ein volles Drittel Wohnsitz haben! Bedenken wir, dass auf dem 24. Teil des gesamten Schweizerlandes, im Kanton Zürich, rund ein Sechstel aller Schweizer wohnt, dann kommen wir von selber zum richtigen Schlusse, dass hier die Menschen offenbar näher beisammen wohnen müssen als anderswo. Auf den Quadratkilometer trifft es tatsächlich 390 Personen. (Vergleiche: Solothurn 196, Bern 106, Glarus 51, Graubünden 18.)

Die Zürcher haben sich zwar auf ihren Kanton durchaus nicht gleichmässig verteilt. Ihrer 400000 bevölkern die Städte Zürich und Winterthur und überlassen damit den restlichen 275000 die gesamte übrige Landschaft. Die Landbewohner dagegen haben ihren Wohnteil trotzdem reich unterteilt. Das statistische Amt des Kantons stellt mit Seufzen fest, dass es seine Schäflein in nicht weniger als 4500 verschiedenen Siedlungen (teilweise sehr kleinen) zählen müsse.

Der Kanton wird aufgetrennt

Der Kanton Zürich besitzt 171 selbständige Gemeinden (verglichen mit der vorerwähnten Siedlungszahl eigentlich wenig). Diese sind nach 1798 zu 11 Verwaltungsbezirken zusammengeschlossen worden. Jeder der Bezirke hat seinen Statthalter, seinen Bezirksrat, sein Bezirksgericht, seine Bezirksschul- und Kirchenpflege.

Das Volk allerdings hat sich seinen Kanton auf eigene Weise unterteilt. Es

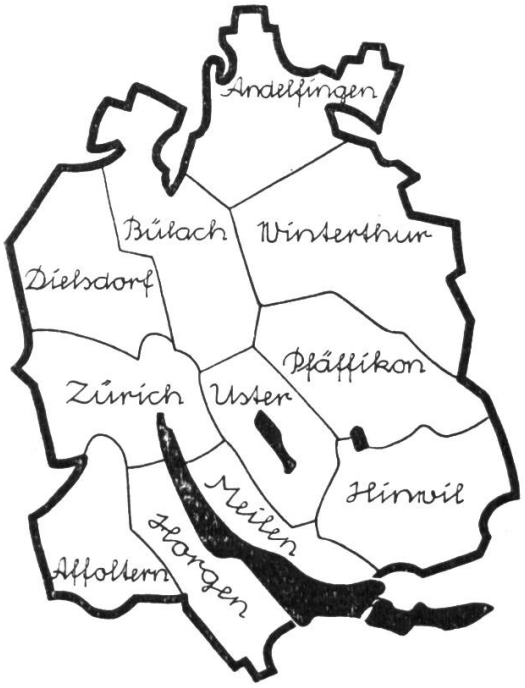


Abb. 1. Nachdem die regierenden Stadtväter des alten Zürichs die Landschaft bis 1798 in zahlreiche Obervogteien und Landvogteien aufgetrennt gehalten hatten, brachte die neue Zeit die Gliederung des ganzen Kantons in 11 Bezirke (grösster Winterthur = 1/7 des Kantons, dagegen Meilen nur etwa 1/20).

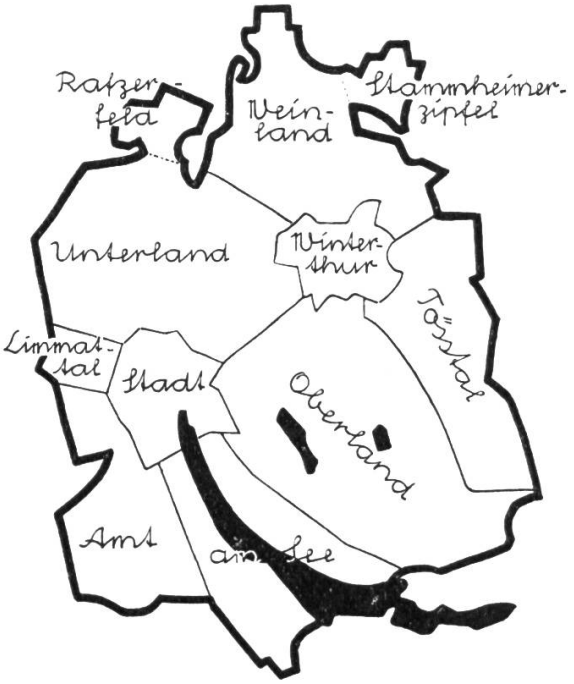


Abb. 2. So teilt das Volk seinen Kanton heute noch ein. Gleichgültig, ob einer am linken oder rechten Seeufer wohne: Er wohnt «am See obe». Ebensowenig macht es einen Unterschied mit den Anwohnern des Greifen- oder des Pfäffikersees. Das Rafzerfeld nennt es besonders, rechnet dieses aber zum Unterland, den Stammheimerzipfel zum Weinland.

kommt mit weniger «Räumen» aus. Wenn ein Zürcher angeben will, wo sein Vetter wohne, dann fügt er der Wohngegend auch noch etwas mehr als nur den Namen bei; er erklärt, sein Verwandter wohne «am See obe, im Amt äne, im Oberland obe, im Tösstal hine, im Underland une (dagegen im Rafzer fäld usse), z Winterthur oder im Wyland usse oder im Limmattal une». Der Landbewohner dagegen erklärt: «I muess na i d Stadt ie», wenn er nach Zürich zu fahren beabsichtigt; oder er behauptet sogar überzeugt: «I der Stadt ine wett i nid wone!»

Bleiben wir fortan bei dieser volkstümlichen Unterteilung des Zürichbietes. Denken wir uns den Kanton in Stuben und Kammern aufgeteilt und besuchen wir der Reihe nach die Räumlichkeiten des als gastlich bekannten Zürcherhauses.

Zürich, die Limmatstadt

nennt sich zu Recht die grösste Schweizer Stadt. 1941 zählte sie rund 335000 Einwohner (etwas über 1/3 Million). In der Reihe der grössten Schweizer Städte folgen ihr mit grossem Abstand Basel und Bern; beide zusammen (162000 und 130000 E.) haben nicht so viele Bewohner wie Zürich allein.

Wir müssen hier allerdings sogleich beifügen, dass diese imponierende Grösse Zürichs erst in den letzten Jahrzehnten (zum Teil durch Eingemeindungen) in Erscheinung zu treten vermochte. Im Jahre 1850 lebten in seinen Mauern erst 35000 Personen, also etwa 6000 weniger als heute in der Stadt

Abb. 3. Grossmünster in Zürich. Den Stadtheiligen St. Felix und Regula gewidmet. Erbaut im 11. Jahrhundert. Die beiden Turmspitzhauben spätere Zutaten (um 1780).

Biel. Die Limmatstadt ist innert 90 Jahren um das Neuneinhalbfache angewachsen. (Vergleiche: Winterthur wurde im gleichen Zeitraum viereinhalbmal grösser; die gesamte Kantonsbevölkerung dagegen hat 1941 nicht einmal ganz die dreifache Zahl von 1850 erreicht.)

Gewiss ist, dass Zürich seine heutige Grösse (genau wie seinerzeit seine Gründung) der besonderen Lage am Seeende zu verdanken hat. Vergleiche ähnliche Siedlungen: Luzern, Weesen, Thun, Biel, Genf.

Bereits die Pfahlbauer schätzten die untere Seebucht als Wohnraum. Die Römer fanden den Platz zwischen Ütli- und Zürichberg so wichtig, dass sie ihn als kleine Feste ausbauten. Sie mögen es auch gewesen sein, die eine erste Brücke über die Limmat schlugen. Ob sie bereits um die besondere Verkehrslage ihrer Gründung wussten? Sie war kaum zu übersehen. Trifft sich doch hier das breite Seetal mit dem schmalen Sihltal, mündet aus ins offene Limmattal, und ist dieser Treffpunkt überdies doch leicht zugänglich vom Glatttal her über die niedere Senke des Milchbucks. Es blieb den Nachfahren überlassen, in all den genannten Richtungen breite Fahrstrassen zu bauen und dem Personen- und Warenverkehr damit willkommene Wege zu öffnen. Das letzte Jahrhundert endlich hat auf diesen Routen seine Eisenstränge gelegt und damit einen Verkehr ermöglicht, wie er früher undenkbar war. Betrachten wir die heutige Verkehrskarte Zürichs (Abb. 4):

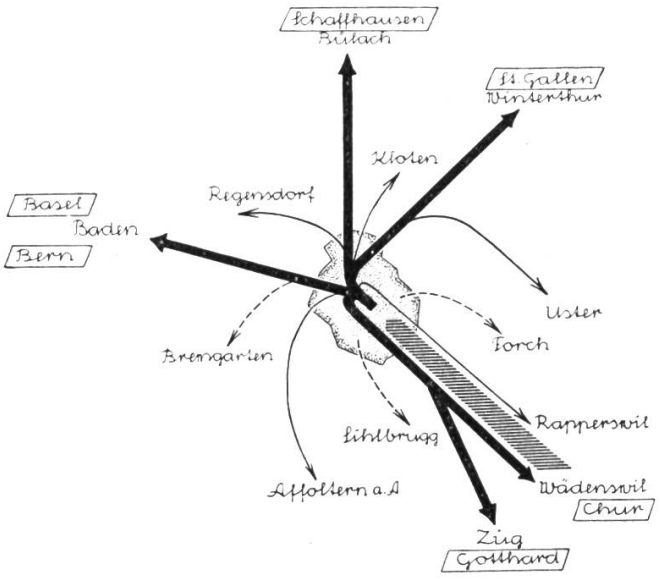


Abb. 4. Der Zürcher kann reisen, wohin er will! Nach allen Richtungen führen Verkehrslinien.
▬ Hauptlinien, —— übrige Linien der SBB, - - - Privatbahnen (zum Teil Strassenbahnen; Ütlibergbahn weggelassen).

Strahlenartig pfeilen die Linien davon. Zwischen die fetten Doppelstränge hat sich der reisefreudige Zürcher eine ganze Reihe weiterer Verkehrslinien eingebaut.

Je rascher der Verkehr wird, um so näher rücken sich Städte und Länder; um so mehr tauschen sie aber auch gegenseitig aus. Zürich hat von der Verkehrssteigerung hohen Nutzen gezogen. Jetzt, nachdem weite Ziele näher und näher rückten, zeigt sich erst recht seine besonders günstige Lage. Liegt es doch genau im Schnittpunkt der wichtigsten Nordsüdlinie Deutschland – Italien mit der Westostlinie Frankreich–Österreich. Auf der Schweizer Karte verfolgt der Schüler die vier grossen Verkehrsadern, die, allen Haupt- und Nebenhimmelsrichtungen folgend, durch Zürich laufen:

Nord–Süd: Schaffhausen–Zürich–Gotthard–Chiasso,
West–Ost: Basel–Zürich–Sargans–Buchs,
Südwest–Nordost: Genf–Bern–Zürich–St.Gallen–Rorschach,
Nordwest–Südost: Basel–Zürich–Chur–Engadin.

Wer heute Zürich besucht, kann die Entwicklung, welche die Stadt im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat, an vorhandenen Zeugen noch studieren. Von den ersten Pfahlbauten, die einst in der untersten Seebucht gestanden haben, findet der Besucher zwar nur noch Überreste im Landesmuseum. Vom Römerkastell des alten Turicum dagegen trifft er noch stehendes Mauerwerk (Wehrturm-Fundament) auf dem Lindenhof. Vom Zürich des Mittelalters sodann sind viele Zeugen erhalten. In der Altstadt dies- und jenseits der Limmat wandert sich's wie ehedem durch stattliche Gassen, gebildet durch schmucke Bürger- und Zunfthäuser. Vorspringende Erker, reich geschmückt, beleben die baulich untadeligen Fronten. Der Zürcher der Gegenwart legt grossen Wert darauf, gerade diese wohlgeformten Bauwerke seiner Vorfahren zu schützen und mit Sorgfalt zu renovieren. Die arge Zeit des letzten Jahrhunderts, die dem wachsenden Verkehr ohne Bedenken jedes Kunstwerk zu opfern bereit war, scheint überwunden zu sein. Es werden jetzt im Gegenteil grosse Summen darauf verwendet, Verschandeltes in ursprünglicher Gestalt wiedererstehen zu lassen.

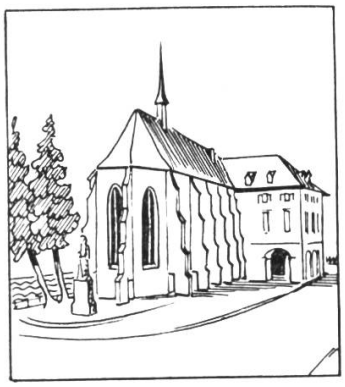


Abb. 5. Wasserkirche mit Helmhaus, an der Limmat. Prachtvolles Bauwerk, während 3 Jahrhunderten zu Bibliothekzwecken entwürdigt, seit 1942 wieder Gotteshaus (stilgerecht erneuert). Davor Zwingli-Denkmal.

Wer sich nach einem Rundgang durch die Enge der Altstadt in die nachbarlichen Quartiere begibt (etwa in die heutigen Kreise 3 und 4), wird dort breitere Strassen antreffen. Gewiss werden ihn aber die mächtigen Baublöcke der Mietshäuser (Wohnkasernen) beeindrucken. Zürich hat sich ausgangs des letzten Jahrhunderts derart vergrössert, dass baulustige Spekulanten ohne Sorge um Absatz Koloss um Koloss hinstellen konnten; Bauten zwar, die reichlich Zinsen trugen, die aber das Stadtbild keineswegs verschönt haben und auch den Bewohnern nicht eitel Freude bereiten.

Wagt sich der Besucher noch weiter, bis hinaus zu den Randquartieren der Stadt, dann findet er am Fuss des Ütlibergs lockere neuzeitliche Kolonien, in denen ebenfalls viele Zürcher wohnen, die aber mit ihren zweckdienlichen Behausungen durchwegs zufrieden sind. Auf der gegenüberliegenden Seite (der Sonnenseite) des Zürichbergs endlich stösst der Besucher auf zahllose kostspielige Villen, die sich habliche Bürger hier, abseits vom Trubel der Stadt, errichten liessen.

Noch fehlt der Besuch der Bahnhofstrasse, der vornehmen Geschäftsstrasse der Limmatstadt. Hier und in der Gegend der Sihlporte hat der Handel, haben die Banken ihren Sitz. Hier locken die kostbarsten Auslagen Käufer aus allen Ländern herbei.

Sodann wäre ein Gang ins Industriequartier zu machen, das die verschiedensten Betriebe in grosser Zahl beherbergt, oder eine Fahrt hinaus nach Oerlikon, wo ebenfalls Tausende von Arbeitskräften in zum Teil mächtigen Fabriken ihr Brot verdienen.

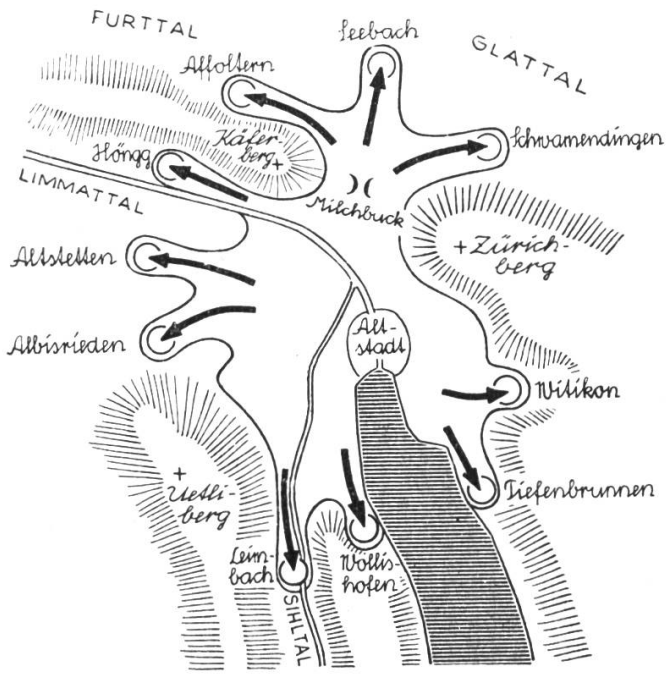


Abb. 6. Zürich dehnt sich aus! Selbständige Vorortsgemeinden wie Altstetten, Höngg, Affoltern u. a. wurden erreicht und einverleibt. Heute (seit 1934) Aussenquartiere der Stadt.

Ja, die Stadt ist mächtig gewachsen. Und sie wächst unaufhörlich weiter. Sie dehnt sich an den Hängen des Ütlibergs, Käferbergs und Zürichbergs, in den Ebenen des Limmat-, Furt- und Glattals weiter aus. Sie spiegelt gleichsam die geschäftige Unruhe ihrer Bewohner wider.

Die Stadt bietet ihren Bewohnern aber auch Erholungsmöglichkeiten. Der Besucher wird dies bestätigen, wenn er die prachtvollen Anlagen besucht hat, die sich an den beiden Seeufern kilometerweit hinziehen. Er wird auch sonst bei seinem Stadtbesuch immer wieder auf grosse Grünanlagen stossen, die Zürich heute planmässig zwischen den Wohngebieten ausspart (Lungen der Stadt). Er kann überdies stundenlang auf gepflegten Waldwegen spazieren, die kreuz und quer über den Zürich-, Käfer- oder Ütliberg führen.

Endlich bleibt dem Besucher der Gang durch Zürichs Sehenswürdigkeiten vorbehalten: Universität, Eidgenössische Technische Hochschule (ETH.), Landesmuseum, Zentralbibliothek, Kunsthaus, Theater, Zoologischer Garten. Hoffentlich wird er über diesen vielen «innern» Anziehungspunkten die Landschaft, vorab den See, nicht vergessen!

Vom See

Der Zürichsee ist unbestreitbar das Schmuckstück des an Schönheiten gewiss nicht armen Kantons. Ihn haben denn auch die Zürcher von Stadt und Land ins Herz geschlossen. «An See dure go wone» ist der geheime Feierabendwunsch zahlloser Oberländer, Ämtler oder solcher Züripieter, die sich irgendwo am Schatten oder nebenaus fühlen. Eine Seefahrt wird immer und immer wieder zum hohen Genuss. Von Zürich kommend, befährt man ihn erst wie einen breiten Strom. Noch sind beide Ufer mit all ihren Einzelheiten deutlich erkennbar. Hell blinken die vielen Wohnstätten der Seeanwohner aus dem Grün gepflegter Gärten. Linkerhand staffeln sie sich vorerst am Hang des Zürichbergs, dann am Pfannenstiel empor. Man ahnt darüber, mehr als man sie sieht, die wundervollen Höhenwege, das Ziel so vieler Wanderer. Und gegenüber an den Hängen des Zimmerbergs das gleiche entzückende Bild: fleissige Menschen haben hier ihre Heimat zu

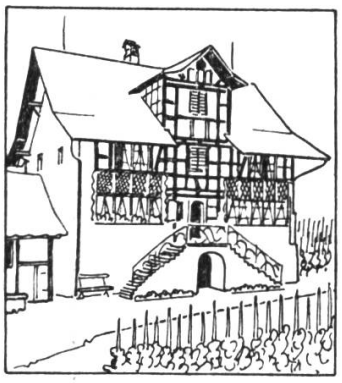


Abb. 7. Weinbauernhaus am See. Stattliches Riegelhaus mit Falläden über den Stubenfenstern. Hochgezogene doppelte Eingangstreppe über dem Zugang zum Weinkeller.

einem einzigen grossen, kostbaren Garten umgewandelt. Fährt man weiter den See hinauf, an der Halbinsel Au vorüber, dann wird auf einmal der See breiter und breiter, die Siedelungen lockern sich auf. Die Sicht wird freier und unser Auge durch jenen Bergkranz gefesselt, der seeaufwärts das Bild abschliesst. Kein Geringerer als Goethe schrieb:

Es ist ein erfreuliches, schönes Schauspiel um die Fahrt auf dem See, wenn sein Spiegel mit den umliegenden Gebirgen, vom Abendrot erleuchtet, sich warm und allmählich tiefer und tiefer schattiert, die Sterne sichtbar werden, die Abendbetglocken sich hören lassen, in den Dörfern am Ufer sich Lichter entzünden, im Wasser widerscheinend, dann der Mond aufgeht und seinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche streut.

Über Seeform, Grösse, Bodenform seiner Umgebung, Schnitt durch das Seebecken siehe Neue Schulpraxis, Januarheft 1945, S. 36 (Wandtafelskizzen). Über die Auswirkung des Seeklimas auf die umgebende Landschaft siehe Neue Schulpraxis, Februarheft 1946: «Kühlt oder heizt ein See?»

Stattliche Ortschaften haben sich rund um den See entwickelt. Ursprünglich waren es am rechten Ufer Weinbaudörfer inmitten gepflegter, einträglicher Rebberge. Am Ufer gegenüber wohnten ebenfalls Bauern, die aber dem Obstbau und der Milchwirtschaft oblagen. Im verflossenen Jahrhundert hat sich jedoch die Industrie in manchen Zürichseedörfern festgesetzt, diese mit ihren Fabrikanlagen und Arbeiterhäusern rasch vergrössert, das einheitliche frühere Dorfbild leider aber oft verunziert.

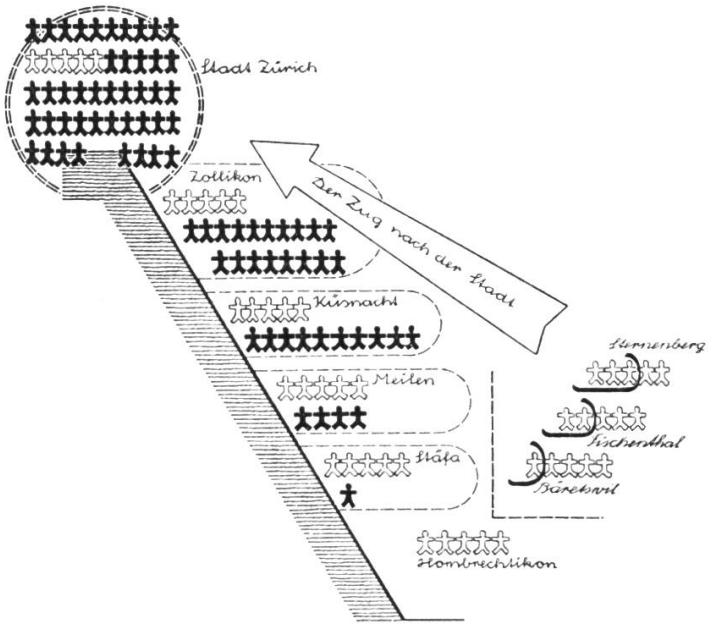


Abb. 8. Zürcherische Orte 1850 und 1941 (Vergleich)
Weisse Männlein: Einwohner 1850, schwarze Männlein: Zunahme bis 1941 (Beispiele: Meilen hat nahezu doppelt so viele Bewohner als früher. Hombrechtikon ist ohne Zuwachs geblieben, Fischenthal hat nahezu die Hälfte seiner Bevölkerung eingebüsst). – Die Orte am See (scheinbar gleiche Lage) blühten um so stärker auf, je näher sie der Stadt lagen. Stadt- und seeferne Orte verloren Teile ihrer Bewohnerschaft.

Industrien. Kilchberg: Schokolade; Thalwil: Seidenfärberei; Seidenwebereien; Horgen: Maschinen; Wädenswil: Tuch; Küsnacht (Goldbach): Färberei; Erlenbach: Maschinen; Uetikon: chemische Produkte u.a.m.

Wenn man das stete Anwachsen der Seegemeinden verfolgt und dieses insbesondere mit dem der Stadt Zürich vergleicht, bemerkt man interessante Zusammenhänge. Es scheint, wenn der See wie ein Magnet die Menschen zum Ansiedeln zu locken vermochte, dass noch ein zweiter, stärkerer Magnet wirksam wurde: die Stadt.

Wer von Horgen, Thalwil oder Kilchberg aus den Hang des den See linkerhand begleitenden Zimmerbergs besteigt und, auf der Höhe angelangt, zurückschaut, wird das Bild des breiten Seetals in sich aufnehmen, jenes breiten Beckens mit seinen gestuften Hängen. Vielleicht denkt er zurück an jene Zeit, als eine

mächtige Eiszunge des Linthgletschers diese Landschaft modelliert hat. Dann gibt er sich wohl darüber Rechenschaft, dass er jetzt auf einer mächtigen Seitenmoräne eben jenes Gletschers steht. Setzt der Wanderer aber seinen Weg weiter fort, dann steigt er auf der andern Seite dieser Moräne hinab ins Sihltal, das sich parallel zum Seetal zwischen Zimmerberg und Albis hinzieht. Welch ein Unterschied zwischen den beiden Tälern des Sees und der Sihl! Dort breites offenes Becken, hier waldiges schmales Flusstal; dort Licht und Glanz, hier stille Abgeschlossenheit und Kühle. Solange die Sihl ungehemmt aus den Schwyzer Bergen der Limmat zuströmen konnte, führte sie sich nach jedem Ungewitter wild auf. Heute allerdings schreckt sie niemand mehr ernstlich, weil man ihre Urkraft in einem Stausee (Sihlsee) sich austoben lässt. Noch bringt sie zwar die Bergwasser von Alp und Biber mit, aber zu den früher zahlreichen Überschwemmungen reicht ihre Kraft nicht mehr aus. (Skizze zur Abriegelung der Sihl siehe: Neue Schulpraxis, Januarheft 1945, S. 36. Ebenda: Skizze über die Führung der Gotthardlinie durch Zimmerberg u. Albis.)

Zur Zeit, als die Industrie sich an Wasserläufen niederzulassen pflegte, sind auch im Sihltal Fabriken entstanden. Adliswil und Langnau verdanken ihnen ihr Aufblühen. Der Aufenthalt im Sihltal ist den Textilfabriken aber nicht wohlbekommen. Die Lage abseits vom Verkehr hat sich gerächt.

Der Besucher des Sihltals grämt sich zwar deswegen keineswegs; er schätzt vielmehr das geruhsame Wandern durch gepflegte Forste, das Wandeln am Ufer der gezähmten (vielfach verbauten) Sihl. In Langenberg bei Langnau: Tierpark.

Das Oberland

Schreiten wir nun, vom See her kommend, über die niedere Bodenwelle von Hombrechtikon dem Oberland entgegen. Dieses gleicht vielleicht am ehesten einer Dachfläche, und zwar einer jener geknickten, wie sie die Häuser am See immer wieder aufweisen. Denn das Oberland setzt an am Kamme Bachtel-Altmann, fällt dann steil hinab zu den Orten Dürnten, Hinwil und Wetzikon und senkt sich von dieser Knicklinie weg als sanfte Ebene nur noch unmerklich gegen das Unterland hin. In diesem flacheren Teil liegen denn auch die beiden Seen des Oberlandes, der Greifen- und der kleinere Pfäffikersee. An ihren stillen Ufern findet der Naturfreund noch breite Schilfsäume, wie er sie am dichtbesiedelten Zürichsee vermissen muss. Die Orte im Oberland liegen meist etwas von den Seen entfernt, denn diese setzen nicht hart ab, sondern gehen in dunkle moorige Böden über, die schlechten Baugrund bieten. Zwar ist die anbaupflichtige Zeit auch nicht spurlos an den vielen zum Teil sehr ausgedehnten Rietern (bei Mönchaltorf, Fällanden, Nänikon und Seegräben) vorbeigegangen. Kilometerlange Entwässerungsgräben versuchen das ehemalige Streueland in guten Acker- oder Wiesboden zu verwandeln. Der Oberländer Bauer betreibt vor allem Milchwirtschaft, Viehzucht und, namentlich an den Hängen, Waldbau. Das

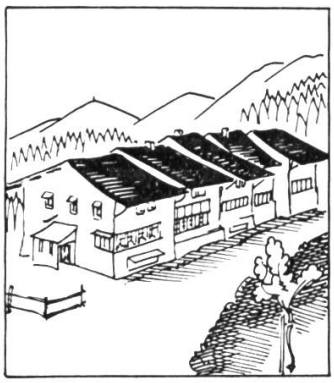


Abb. 9. Oberländer Flarz = Reihe niederer Einfamilienhäuser. Die sog. «Tätschhäuser» (siehe flache Dächer!) teilweise mit alten Webkellern.

Oberland pflegte aber seit Menschengedenken noch eine weitere Tätigkeit: das Weben. Schon bei den Pfahlbauausgrabungen am Pfäffikersee (Robenhausen) fand man Überreste von Geweben. Eine Kleinbauernfamilie, wie sie im Oberland überall zu treffen ist, konnte sich zum Weben gut die nötige Zeit erübrigen. Leinen-, später Baumwoll-, ja sogar Seidenstoffe wurden auf einfachen Handwebstühlen in der Stube oder in besondern Webkellern (im Untergeschoss der niederen Flarzhäuser) mit Sorgfalt und grossem Fleiss gewoben, bis... die neuere Zeit hurtigere mechanische Webstühle schuf, die aber Fabriken (und welch grosse Kasten!) erforderten. Die Weber verliessen ihre heimischen Keller nur ungern. Der Groll gegen die neue Zeit trieb sie sogar so weit, 1832 in Uster eine der neuen Fabriken in Brand zu stecken! Trotzdem war die Neuzeit mit ihren Maschinen nicht aufzuhalten. Im Zürcherland (vor allem im Oberland und im Tösstal) schossen die Spinnereien und Webereien (stets an Wasserläufen) in grosser Zahl aus dem Boden. In Rüti, am Fusse des Bachtels, aber entstand eine mächtige Maschinenfabrik, in der just solche Webautomaten geschaffen wurden, die der Heimweberei das Licht ausbliesen. – Grüssen wir noch das stille Städtchen Greifensee, das mit seinem aufragenden Schloss an die böse Zeit des alten Zürichkriegs erinnert. 1444 ist seine tapfere Besatzung bei Nänikon (Denkstein) auf unrühmliche Weise von den Eidgenossen hingerichtet worden.
Verfolgen wir dann den Abfluss des Greifensees, die Glatt. Wir kommen so unmerklich (ohne eine scharfe Trennlinie überschreiten zu müssen) ins

Unterland

Schon von weitem lockt uns vom Lägernsporn herab das alte Regensberg, einst eine Bergfeste, heute ein bäuerliches Städtchen abseits von jedem Verkehr. Die Glatt, die ein überbreites altes Gletschertal durchfliesst, mag sich einst je nach Laune ihr Bett gegraben und wieder verlegt haben. Heute ist es zum Teil korrigiert, zum Teil zwischen soliden Dämmen fixiert. Auf den weiten Flächen zu ihrer Rechten aber (bei Dübendorf und Kloten) setzen sich Riesenvögel nach langer Fahrt zu kurzer Rast sanft auf die kunstvoll geebneten Bahnen. Der Unterländer Bauer (wir sind auch hier durchwegs im Bauernland) lässt heutzutage eines brummenden Flugzeugs wegen seinen Pflug nicht mehr in der Furche stehen. Er geht selber mit der neuen Zeit, bedient sich arbeitsfördernder Maschinen, fährt auf Traktor und Jeep davon und bebaut mit ihrer Hilfe den alten Boden rationeller als alle seine Vorfahren. Die Hilfsmaschinen haben es dem Bauer allgemein ermöglicht, mit weniger menschlichen Arbeitskräften auszukommen. Nur so lässt sich erklären, dass wohl wie ehedem das ganze Bauernland intensiv bepflanzt wird, dass aber hier (wie anderswo) die bäuerliche Bevölkerung gegenüber früher abgenommen hat. Dies beweist uns wohl mit genügender Klarheit die Berufstabelle des Kantons (Abb. 11).

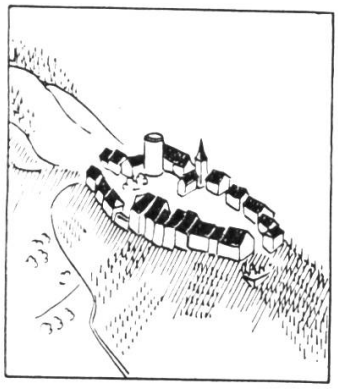
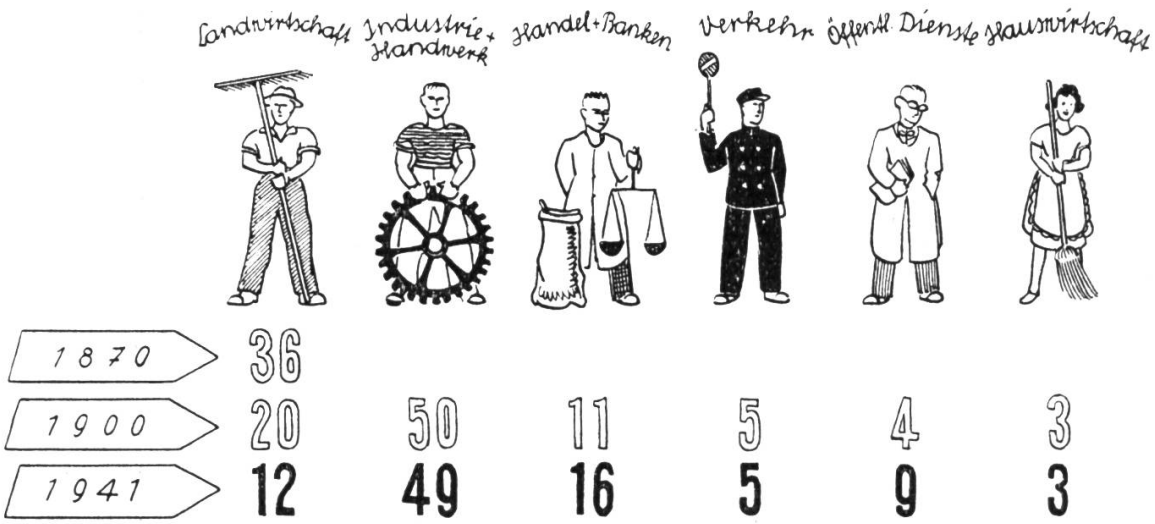


Abb. 10. Regensberg am Lägerngrat. Die Ringstellung der Häuser ersparte dem Städtchen die Ringmauer (weitere Beispiele dieser Art im Unterland: Bülach, Eglisau).

Dort wo das Unterland ans Stadtgebiet anstösst, hat in den letzten Jahrzehnten

Abb. 11. Beschäftigung der Bewohner des Kantons Zürich (Stadt und Land; prozentuale Verteilung)
Von 100 Einwohnern beschäftigten sich mit



Auffallend: Abnahme des Anteils der bäuerlichen Bevölkerung. (Dabei ist natürlich zu berücksichtigen, dass sich die Einwohnerschaft des Kantons im gleichen Zeitraum stark vermehrt und dadurch die Gesamtzahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten im umgekehrten Sinne einigermassen korrigiert hat.) Der Handel (Städte) verlangt heute mehr Arbeitskräfte als früher, ebenso die «öffentliche Hand». – Die zum Hundert jeder Zählung fehlenden Prozente verteilen sich auf kleinere, nicht ausgeschiedene Berufsgruppen. – Die Hauswirtschaft ist verhältnismässig bescheiden vertreten, weil «Familienangehörige» zu der durch den Beruf des Vaters ermittelten Gruppe gerechnet worden sind.

der Gemüsebau stark zugenommen. Er ist zwar arbeitsintensiv, d. h. er braucht zeitweise viele Hilfskräfte. Die Stadt ist aber bereit, die Ernten zu guten Preisen fortlaufend abzunehmen. – Je mehr man sich dem Rheine nähert, und vollends im Rafzerfeld jenseits des Stroms, trifft man im Sommer die goldenen Felder, auf denen das Brot reift. Die wenig tiefgründigen Böden eignen sich hiezu vortrefflich.

Beachten wir auf unserem Gang durchs Unterland aber auch die grossen Trokkentäler, das Furttal zwischen Altberg und Lägern, das Wehntal zwischen dieser und der Egg und endlich das stille Bachsertal zwischen Egg und Stadlerberg. Alle drei (durchwegs von Bauern besiedelt) verdanken ihr Entstehen vorgeschichtlichen Flussläufen. Die kleinen Bäche, die heute diese Täler durchziehen, weisen überall wenig Gefälle auf. So sind denn auch die liegenden Wasser des Katzensees und der zahlreichen Rietflächen zu verstehen (diese in jüngster Zeit zum Grossteil trockengelegt).

Das flache Unterland mit seinen guten Verbindungen würde sich eigentlich als Industriegebiet nicht übel eignen. Glücklicherweise (wenn man an die schönen Landschaftsbilder denkt!) hat sich diese mit wenigen Stützpunkten begnügt: Bülach: Glas, Eisen; Rorbas, Glattfelden, Hochfelden, Eglisau: Textil; Niederweningen: landwirtschaftliche Maschinen; Pfungen und Teufen: Ziegel; Embrach: Tonwaren.

Das Tösstal

Der Kanton Zürich zeichnet sich trotz seiner verhältnismässig geringen Furchung durch beachtenswerte Gegensätze aus. Ähnlich wie beim breiten Seetal und dem schmalen Sihltal können wir zwischen dem offenen Glattal und dem

engen oberen Tösstal einen ebenso grossen Unterschied feststellen. Scheinbar fliessen Glatt und Töss auf gleiche Weise, wenigstens in fast paralleler Richtung dem Rheine zu. (Die Gewässerkarte des Kantons zeigt überhaupt eine ausgesprochene Linksläufigkeit; Abbildung 12.) Aber während das Glatttal in grauer Vorzeit von einem breiten Gletscherarm (des Linthgletschers) ausgehobelt worden ist, stellt das Tösstal vornehmlich Eigenarbeit der Töss dar. Von den Hängen des Schnebelhorns, des Tössstocks, des Hüttkopfs und des Hörnlis hat sie von jeher ihre Wasser geholt, ist mit ihnen wild zur Tiefe gefahren, hat Stein um Stein gelöst, Halde um Halde angefressen, Schlipfe sind nachgestossen, weiter unten Überschwemmungen entstanden. So war's einmal. Heute fliesst die Töss über viele Sperren gebändigt dahin. Die waldigen Ufer sind sicher vor ihrem Zahn. Die Hänge sind gebannt. – Dem Tösstaler Bauer stehen nur wenige Wiesen zur Verfügung. Er hat sie sich aus dem dichten Holz herausschlagen oder -brennen müssen. Jahrhundertelang hat er sich als Kleinbauer und Hausweber schlicht und recht durchgerungen. Die Fabriken (Baumwollspinnereien und -webereien) – es sind im Tösstal, und zwar von zuoberst bis zuunterst, bedenklich viele entstanden – haben die häuslichen Webkeller entleert (wie im Oberland). Mancher abgelegene Hof ist aufgegeben – zur «Wüstung» geworden. – Wer dem Lockton der Fabrikpfeife nicht folgen wollte, schnitzte zum Feierabend allerlei Holzgerät und verhalf dem Tale damit zum Namen «Kellenland».

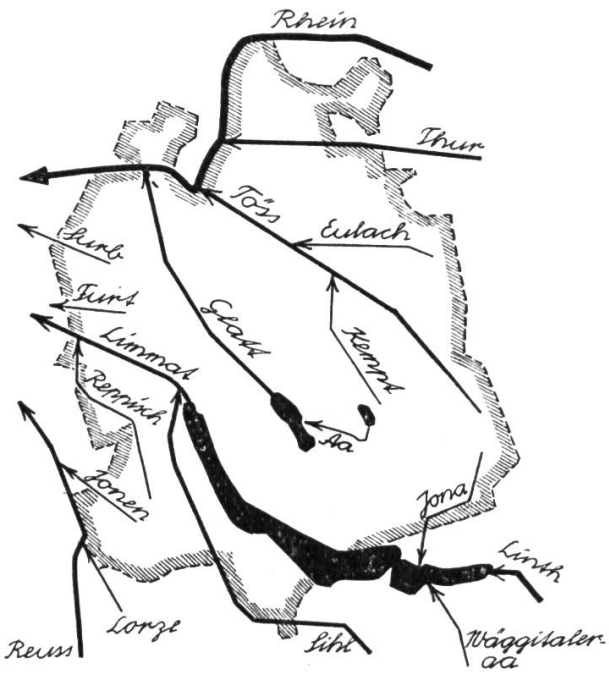


Abb. 12. Gewässerkarte des Kantons Zürich
Alle Wasser streben dem Rheine zu. Interessanterweise nehmen aber auch fast alle seine Bewegungsrichtung (nach Westen drängend) an.

Der Kanton hat in jüngster Zeit grosse Teile des oberen Tösstals aufforsten lassen, das Tössstockgebiet zum Reservat erklärt, konnte aber nicht verhindern, dass manche Tösstaler Gemeinde in den letzten hundert Jahren beträchtliche Teile ihrer Einwohnerschaft verlor.

Glücklicher waren die Industrieorte des benachbarten Jonatals, Wald und Rüti. Diese fühlen sich zwar auch als Tösstaler Gemeinden, haben aber ihren Platz an der Sonne behauptet und rechtzeitig mehr als eine der ehemaligen Textilfabriken auf andere, erfolgreichere Industriezweige umgestellt. Neue Industrien sind heute zwar auch in mehreren grösseren Gemeinden an der Töss eingezogen. Die Zukunft wird weisen müssen, ob sie sich dort zu halten vermögen.

Das Tal der Töss unterhalb Winterthur bis zur Mündung rechnet sich mehr oder weniger zum Unterland und wurde dort auch bei der Industrieaufzählung mit einbezogen. Das Tal selber ist breiter und freundlicher. Während im oberen Tösstal an verschiedenen Orten das hochgiebelige Toggenburger Haus (mit

seinen Klebdächlein über den Fenstern) die Gegend belebt, stehen im untern Tösstal Riegelhäuser wie im Unterland und Weinland.

Winterthur

Das ehemalige Vitodurum der Römer ist unter dem Schutze der Kyburger Grafen schon ums Jahr 1230 zur befestigten Stadt geworden. Sie liegt auf einem ebenen, von der kleinen Eulach durchflossenen Feld zwischen Eschenberg und Lindberg, zwei waldigen Hügeln, die sie nur um rund 150 und 100 m überragen. Städte mitten im flachen Land sind meist Gründungen, denen ein grosser Aufschwung versagt bleibt; vgl. Elgg (Zch.), Neunkirch (Schaffh.). Wenn Winterthur trotzdem zur zweitgrössten Stadt des Kantons geworden ist (zur siebentgrössten des Landes), dann kann nur ihre besondere Verkehrslage schuld sein. Tatsächlich liegt der Ort einmal an der wichtigen Nordsüdroute Schaffhausen–Zürich, ist aber gleichzeitig Zweigstelle des Zürcher Verkehrs in die Ostschweiz. Da von Winterthur aber auch Wege ins obere und untere Tösstal führen, ergab sich in der Kyburger Stadt schon früh ein lebhafter Umschlagverkehr. – Die neue Zeit hat allen diesen alten Verkehrsstrassen Schienenwege beigefügt und den Ort selber zur wichtigen Station erhoben. Die Nordsüdlinie Schaffhausen–Winterthur–Zürich hat durch die Eisenbahnverbindung Schaffhausen–Bülach–Zürich allerdings eine nicht zu unterschätzende Konkurrentin bekommen.

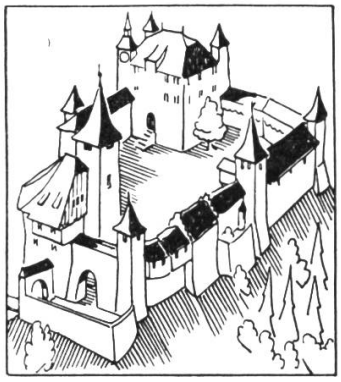


Abb. 13. Schloss Kyburg, in der Nähe von Winterthur. Einst wichtigste Feste zwischen Limmat und Bodensee. Grafenschloss. Diente später nacheinander 59 zürcherischen Landvögten. Heute historisches Museum.

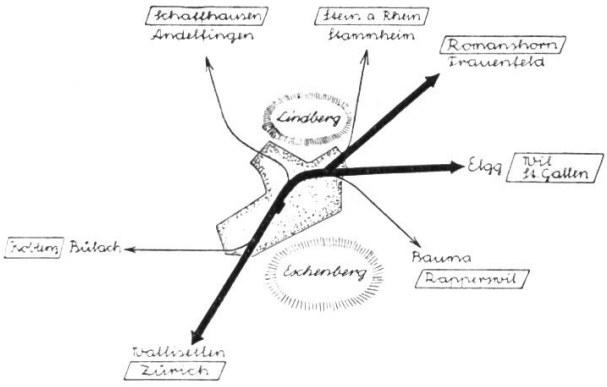


Abb. 14. Winterthur als Eisenbahnknotenpunkt
Es gibt nicht allzuviele Stationen in unserem Lande, von denen aus man nach sieben Richtungen wegfahren kann.

Winterthur, das seine städtebauliche Gestalt erstaunlich zu erhalten vermochte, besteht in der Altstadt im Grunde genommen aus zwei Ideen. Einmal ist es klar an eine wichtige Durchgangsstrasse gestellt, die den ganzen Ort in einer Geraden durchzieht. Der Name Marktgasse weist deutlich darauf hin, dass hier nicht einfach aller Verkehr zu passieren hatte, sondern die Stadt Handelsplatz sein wollte. Sonnwärts an diese Strassenstadt legte sich eine Kirchenstadt. Die mächtige zweitürmige Stadtkirche stand im Mittelpunkt dieses ganzen Wohnquartiers.

Winterthur ist heute weltbekannt. Dafür haben seine Industrie (Maschinen, Lokomotiven) und sein Handel (Baumwolle) gesorgt. Mächtige Fabrikanlagen sind entstanden, die (gegen Töss hin) eine Fläche bedecken, die so gross ist wie die Altstadt selber. Daneben hat sich die Stadt sozusagen nach allen Richtungen (glücklicherweise locker) ausgebreitet (Gartenstadt) und bereits die

Vorgemeinden (Veltheim, Wülflingen, Töss, Oberwinterthur und Seen) in sich aufgesogen.
Fachschulen: Technikum, Metallarbeiterschule, landwirtschaftliche Schule in Wülflingen (zwischen Tösstal und Weinland gelegen).

Das Weinland

besteht aus einer mächtigen Ebene, die vom Kohlfirst und Stammheimerberg im Norden und vom Irchel im Süden eingeschlossen ist. Dieser nördlichste Kantonsteil wird auf zwei Seiten vom Rhein umflossen und zudem von der Thur als Zufluss des Rheins halbiert. Manchen oberflächlichen Betrachter dünkt es vielleicht merkwürdig, dass ausgerechnet im nördlichsten Teil, dem zudem jede grössere Seefläche fehlt, an vielen Orten die Weinrebe gepflegt wird. Das sogenannte Weinland liegt eben im Regenschatten des westlich von ihm liegenden mächtigen Schwarzwalds. Der Boden ist zudem allgemein wenig tiefgründig (also rasch heiss). Die gleichen Verhältnisse treffen wir im Rafzerfeld an; auch dort finden wir Rebhänge.

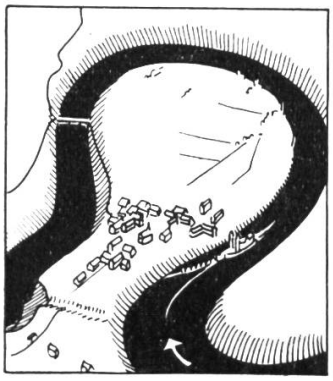


Abb. 15. Rheinau im Unterland liegt in einer Rheinschlaufe und war früher gegen das Landinnere durch einen Graben geschützt. (Vergleiche Lage mit Bremgarten a.d.R. und Bern.) Auf der kleinen Rheininsel: Benediktinerabtei bis 1862, heute Anstalt für Geisteskranke.

Die Thur, die zu Zeiten aus den Toggenburger Bergen grössere Wassermassen mit sich bringt, ist heute in ihrem Unterlauf stark verbaut (gesichert und teilweise korrigiert). Dass sie noch vor wenigen Jahrzehnten ein gefürchteter Nachbar war, ergibt sich aus der Landkarte: mit Ausnahme von Andelfingen (Brückenkopf), das zum Grossteil auf einer Terrasse liegt, befindet sich kein grösserer Ort des Weinlands in Thurnähe. Dagegen treffen wir zahlreiche Siedlungen am Fusse und an den Hängen des Irchels und des Kohlfirsts.
Der Rebbau allein vermöchte die bäuerliche Bevölkerung des Weinlandes nicht zu ernähren. Glücklicherweise eignen sich die mächtigen Felder bei Benken, Marthalen und Flaach besonders für den Getreidebau, bergen die waldigen Höhen des Irchels und des Kohlfirsts einen Holzreichtum, der sich ständig erneuert.
Feuerthalen, Flurlingen, Langwiesen und Dachsen verdanken ihr Aufblühen der (teilweise schaffhausischen) Industrie. – Bei Laufen: Rheinfall, rund 24 m Sturzhöhe, rund 175 m Breite des Falles. Entstehung: Nach der letzten Eiszeit fand der Rhein, der sich einen neuen Weg bahnen musste, an dieser Stelle sein verschüttetes Bett wieder, das er von hier weg neuerdings benützte und leicht auszuräumen vermochte.

Das Limmattal

Das zürcherische Limmattal erstreckt sich von der heutigen Stadt weg ungefähr 10 km weit in nordwestlicher Richtung zur Aargauer Grenze. Genau wie im untersten Thurtal finden wir die Dörfer hier in beachtlichem Abstand vom Flusse. Vor Zeiten mochten die Überschwemmungen des ganzen Talbodens nicht selten gewesen sein. Heute fliesst die Limmat zwischen Dämmen friedlich dahin, und

Abb. 16. Wirtschaftskarte des Kantons Zürich
H = Handelszentren, T = Seiden- und Baumwollfabriken, M = Milchwirtschaft, Ähre = Getreidebau, Apfel = Obstbau, Traube = Weinbau, Rübe = Gemüsebau, Tannen = Waldungen, Fabrik = Grossindustrie (Eisen und Maschinen: Zürich 5, Zürich 11, Horgen, Rüti, Winterthur-Töss, Niederweningen; chemische Produkte: Uetikon; Färberei: Thalwil; Glas: Bülach; Gummi: Pfäffikon; Nährmittel: Kemptthal; Bindfaden: Flurlingen; elektr. Apparate: Uster).

der Mensch geht daran, das übrige Feld des Talbodens für immer trockenzulegen und möglichst gut auszunützen. Bereits haben sich grössere Industriewerke darauf niedergelassen (Zürcher Gaswerk und Waggonfabrik in Schlieren). Weil das Limmattal in Stadtnähe liegt, verkehrsgünstig ist und willkommene Flachböden aufweist, ist zu vermuten, dass in den nächsten Jahrzehnten sich in diesem Gebiet viele neue Industrieunternehmen niederlassen werden.
Die Doppelspur der SBB, die durchs Limmattal führt, stellt ein ungemein wichtiges Stück des schweizerischen Bahnnetzes dar. Der Schüler skizziere einmal,

in wie viele Stränge sich dieses kurze Stück beidendig (in Zürich einerseits, in Baden, Turgi, Brugg, Olten anderseits) auflöst! Die Limmattalstrecke Zürich–Baden wird übrigens dieses Jahr öfters erwähnt; ist sie doch gleichsam das Urgeleise unserer Bahnen, der Schienenweg der Spanischbrötlibahn von 1847.

Mitten im zürcherischen Limmattal liegt das aargauische Frauenklösterchen Fahr, hart am Fluss gelegen. Es stellt die einzige Enklave des Kantons dar.

Das Amt

wird in der Literatur mit Knonaueramt bezeichnet, eingedenk dessen, dass früher Klostermeier von Schänis und später Landvögte der Stadt vom Schloss Knonau aus das Land «hinter dem Albis» (von Zürich aus gedacht) verwaltet haben. Aber auch der Volksmund hat noch eine Sonderprägung: er nennt den Bezirk Affoltern das «Säuliamt» (nach älteren Quellen; weil hier früher als im übrigen Kanton die Schweinezucht bräuchlich gewesen sei). – Aus dem Amt (und ebenfalls aus älterer Zeit) stammt auch der Ausdruck «Puureföifi», der heute meist einen etwas bitteren Beigeschmack hat, aber ursprünglich gar nicht so gemeint war, sondern lediglich eine Trägerin der schmucken Ämtlertracht bezeichnete, deren Bandgarnitur auf dem Rücken einer römischen V glich. Das Amt bildet geographisch gesehen nur eine Halbheit, die rechte Talseite des breiten Reusstals zwischen Albis und Lindenberg. Diese einseitige Talflanke ist zwar der Länge nach doppelt zerschnitten. Zu Füssen des Albis liegt das siedlungsarme Reppischtal (Reppisch, aus dem Türlersee kommend, mündet in die Limmat). Etwas weiter westlich liegt ein wesentlich weniger tief gekerbtes Tal, das der Jonen, die ihr Wasser der Reuss entgegenführt.
Das Amt stellt ursprünglich rein landwirtschaftliches Gebiet dar (Obstbaumreichtum). Seinen Wasserkräften verdankt es die spätere Ansiedlung der Textil(Seiden)industrie.
Das Bauernhaus im Amt wiederholt den Baustil der Innerschweiz (Steildach, schirmende Klebdächer über den Fensterreihen).

Vom Züripieter

wird behauptet, er sei aufgeweckt, unternehmungslustig und liebe die Geselligkeit. Seine Aufgeschlossenheit Fremden gegenüber gehe sogar so weit, dass er leicht seine Eigenart (und seine alte Sprache) aufgebe. Dies ist allerdings etwas übertrieben. Gewiss ist es keine Ehre, wenn man an der Zürcher Bahnhofstrasse mit einem «Adiö dem Herr» oder «Uf Widerse diä Dame» aus einem Ladengeschäft entlassen wird; das ist tatsächlich nicht mehr zürcherisch.

Abb. 17. Der Zürcher Böögg wird alljährlich am letzten Aprilmontag, punkt 6 Uhr abends, dem Feuer übergeben (Sechseläuten).

Eher echt wirkt es, wenn die Buben am 31. Dezember (in der Stadt am letzten Schultag des Jahres) den Silvesterhelden mit lautem Lärm und dem Heerruf «Silväschter stand uf! Streck s Bei zum Bett us!» aus der Ruhe aufschrecken. Oder wenn am Fasnachtsonntag die Buben ob allen Dörfern ihr nächtliches Feuer entzünden. Dass die Zünfte des alten Zürichs bis auf den heutigen Tag das Sechseläuten als ihren Ehrentag festlich begehen, wobei das ganze Volk

bei der Bööggenverbrennung dabei sein will, gehört ebenfalls zu den guten alten, bewahrten Bräuchen. Das ist gewiss: Je weiter man von den Städten wegkommt, je weiter man sich ferner von den Verkehrslinien wegbegibt, desto eher darf man reines altes Volkstum und die saubere Sprache des Zürichbietes erwarten. Auf keinen Fall glaube man aber, dass der Mann am See gleich rede wie etwa sein Mitbürger im Tösstal oder gar der draussen am Zürcher Rhein. Ein Sprachkundiger hat einmal behauptet, dass das Volk im Weinland allein mindestens acht unterscheidbare Mundarten spreche. Ob Flaach fliege z.B. ein «Vogill über den Irchill», während in Benken eine Frau in der «Mex» «zwa Pfund Flaasch, aber nid so faass» verlange. Die «Stammer» (Stammheimer) endlich ziehen, wenn sie einig sind, am gleichen «Sal» (Seil) und waschen sich, wenn nötig, mit «Sapfe».

Geschehen im Jahre . . .

Der Zürcher ist nicht so undankbar, wie es scheinen möchte. Er hat zwar bisher in seiner Stadt weder den grossen Dichtern Gottfried Keller und C. F. Meyer noch den bedeutenden Malern Arnold Böcklin, Rudolf Koller und Albert Welti ein Denkmal gesetzt (aber immerhin einige Strassen nach ihnen benannt). Doch ehrte er seinen grössten Erzieher – Vater Pestalozzi – mit einem Standbild an der Bahnhofstrasse, seinen Reformator Zwingli mit einem Denkmal vor der Wasserkirche und vor wenig Jahren sogar den (durch Volkswillen im Jahre 1489 hingerichteten) Bürgermeister Hans Waldmann (den Feldherrn von Murten) mit einem Reiterstandbild bei der Münsterbrücke.

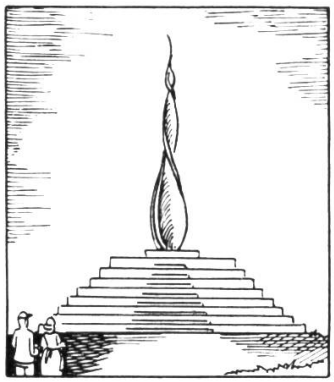


Abb. 18. Wehrmänner-Denkmal auf der Forch (Pfannenstiel-Rücken) zur Erinnerung an die während der Grenzbesetzung 1914/18 gestorbenen Soldaten.

An frühere kriegerische Auseinandersetzungen auf dem Gebiete des Kantons erinnern heute noch: der Denkstein bei Nänikon (Greifensee), das Schlachtdenkmal bei Kappel (Glaubenskriege), der Freiheitskämpfer beim Hafen von Stäfa (Bauernaufstand). – Dass aber auch der stillen Helden gedacht worden ist, die 1914–18 als Wehrmänner an der Grenze für die Daheimgebliebenen ihr Leben liessen (Denkmal auf der Forch), ehrt die lebende Generation.

Literatur zur Geographie des Kantons Zürich

Binder und Heer, Unsere Heimat.
Gassmann Fritz, Heimatkunde der Stadt Zürich.
Peterhans G., Vom Rheinfall zum Schnebelhorn (2 Bde.).
Furrer E. Dr. (und Mitarbeiter), Naturschutz im Kanton Zürich.
Roedelberger A., Zürich in 500 Bildern.
Schaad Theo, Heimatkunde des Kantons Zürich.
Schmid Walter, Zürich, Stadt und Land.
Statistisches Amt des Kantons Zürich, Die Gemeinden des Kantons Zürich (1946).
Wälti Hans, Schweiz in Lebensbildern, Band V: Zürich.
Wettstein O., Heimatkunde des Kantons Zürich.
Zollinger Ed. Dr., Der Kanton Zürich.

Weissbad (Appenzell)

Gasthof Weissbadbrücke - Telephon 8 81 01

Café-Restaurant. - Neu umgebaut und im Heimatstil ausgestattet. Zimmer mit fliess. Wasser. Pensionspreise 10–12 Fr. Küchen- und Forellenspezialitäten. Separater Speisesaal. Grosse Gartenwirtschaft. Höfl. Empfehlung für Schulen. A. Zeller-Brander, Bes.

Hotel KRONE Hütten

ob Wädenswil Tel. 95 82 08

empfiehlt sich den Schulen, Vereinen und Familien, sowie Touristen als gutgeführtes Haus mit kräftigen, reichlichen Mahlzeiten, gutem Keller, in ruhiger staubfreier Lage. Günstige Kurpreise. Grosse Schaukel im Garten. Lohnende Ausflüge auf Etzel, Hohe Rone, Gottschalkenberg, an den Sihlsee sowie nach Einsiedeln. Postauto im Hause. Familie Schärer

Berggasthaus Ohrenplatte

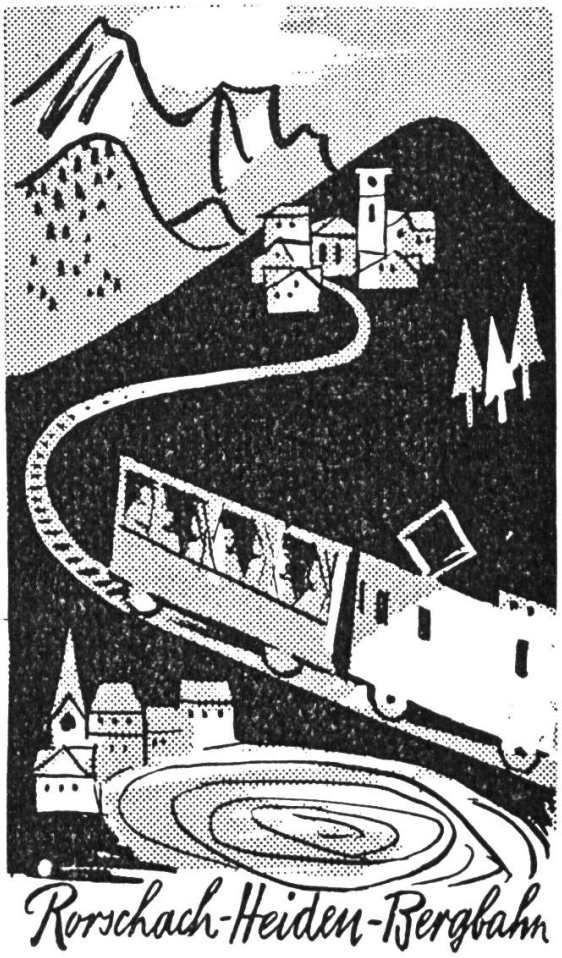
Braunwald

Am Weg Oberblegisee–Braunwald. Matratzenlager Fr. 1.80. Schulen Fr. 1.20 Tel. (058) 7 21 39

Mit höflicher Empfehlung: **H. Zweifel-Rüedi**

Hotel Weißes Kreuz, Flüelen

Altbekannt, heimelig und komfortabel. 60 Betten. Grosse, gedeckte Terrassen und Lokale. Spezialpreise für Schulen Geschw. Müller Tel. 5 99



Kurhaus Breitlauenen-Alp

1550 m ü. M. Station der Schynige-Platte-Bahn. Idealer Ferienaufenthalt. Prächtige Aussicht auf Berge u. Seen. Pensionspreis Fr. 9.50 bis 12.–.

Fam. Zollinger, Tel. 1446.

Alle Inserate durch

DFA

Orell Füssli-Annoncen

Simplon-Kulm

Wallis, 2010 m ü. M. **HOTEL BELLEVUE**

70 Betten; idealer Ausflugsort; prächtige Lage mit Blick auf die höchsten Berner und Walliser Gletscher; Zentrum lohnender Hochtouren. Einzigartige Alpenflora. - Spezialpreise für Schulen. Postautokurs ab Brig.

E. Menzi, Dir. Tel. 31701

THUN
Hotel Blaukreuzhof

alkoholfreies Restaurant, empfiehlt sich Schulen und Vereinen. Schattiger Garten. Telephon 22404. Kein Trinkgeld.

Mühlehorn
GASTHOF TELL

Lohnendes Ausflugsziel am Walensee

Grosser Garten – Direkt am Bahnhof

Telephon (058) 4 33 22

Gersau

Hotel Pension DES ALPES am Vierwaldstättersee

empfiehlt sich der werten Lehrerschaft. Heimelige Aufenthaltsräume, grosser Garten nahe am See. Einfach und gediegen, gute Küche. Für Schulen ebenfalls Saal vorhanden. Verlangen Sie Prospekte.

Familie Paul Müller, Telephon (041) 6 05 30

VITZNAU Hotel Rigi

in nächster Nähe von Schiffs- und Bahnstation. Geeignete Lokalitäten, gedeckte Terrasse. Mässige Preise. Fam. Herger.

Lugano, Hotel Grütli, gleicher Besitzer

Weggis Hotel du Lac

Grosser Restaurationsgarten direkt am See. Spezialpreise für Schulen und Gesellschaften. Neue Leitg. M. Christen, Küchench. Tel. 73051.

Immensee Gasthaus Schlüssel

(Nähe der Hohlen Gasse). Der gern besuchte Landgasthof am Zugersee. Eigene Landwirtschaft, grosser schattiger Garten direkt am See bei der Dampfschiffstation. Gutgeführte Küche. Schulen und Vereine Spezialpreise. Jos. Fuchs-Marty, Tel. 61116

Restaurant zum Waaghaus Gottlieben (Thurgau)

Reizend gelegenes, heimeliges Restaurant, direkt am Rhein. - Bekannt für Gesellschaften und Schulen. Schöne Lokolitäten. - Höflich empfiehlt sich

L. Martin-Hummel, Küchenchef

Brunnen

Hotels Metropol und Weisses Kreuz
Tel. 39 Tel. 36

Gaststätten für jedermann. - Grosse Lokale, Seeterrasse, Gartenrestaurant. Bestgeeignet für Gesellschaften, Vereine und Schulen. Znüni, Mittagessen, Zabig, Milchkaffee, einfach oder komplett.

Mit bester Empfehlung: Familie L. Hofmann.

RIGI - Staffelhöhe (Rigibahn-Station) Hotel Edelweiss

alle Zimmer fliess. Wasser. Altbekanntes Haus für Schulen und Vereine. Daselbst Jugendherberge u. Skihaus. Matratzenlager für 100 Pers.

Familie Hofmann-Egger, Tel. Rigi 60133

Hasenberg-Bremgarten
Wohlen-Hallwilersee Strandbad
Schloss Hallwil-Homberg

Prächtige Ausflugsziele für Schulen und Vereine

Exkursionskarte, Taschenfahrpläne und jede weitere Auskunft durch die Bahndirektion in Bremgarten, Tel. 71371, oder durch Hans Häfeli, Meisterschwanden, Tel. (057) 72256, während der Bürozeit: (064) 23563. Betr. Schul- u. Vereinsfahrten auf dem See (an Werktagen) wende man sich vorerst an d. Betriebsbeamten Hans Häfeli, Meisterschwanden.

Ruhe Entspannung Prima Verpflegung

Auskunft durch die Hotels und Verkehrsbureau

Biels schönstes und grösstes

Konzertrestaurant

speziell eingerichtet
für Gesellschaften und Schulen

Telephon (032) 2 42 13

Kurz und klar!
Träf und wahr!

Eine Anleitung
zu gutem Stil

von Hans Ruckstuhl

Schülerheft: einzeln 80 Rp., 2–9 Stück je 70 Rp., 10–19 Stück je 65 Rp., von 20 Stück an je 60 Rp.

Lehrerheft (Schlüssel): Fr. 1.50

Siehe die Urteile der Fachpresse auf den Seiten 168 und 169 des Aprilheftes 1943 und auf Seite 172 des Aprilheftes 1946.

Bestellungen richte man an den Verlag der Neuen Schulpraxis, Kornhausstrasse 28, St. Gallen

IMMENSEE

Hotel Kurhaus Baumgarten Ideale Lage am Zugersee. Grosser, schattiger Garten direkt am See. Naturstrandbad. Prima Küche.
J. Achermann-Haas, Telephon 61291.

Emmetten Hotel Engel

750 m ü. M. ob Beckenried, an der Strasse nach Seelisberg und dem Rütli. Das gepflegte, heimelige Haus für Ruhe und Erholung. Ein Paradies für Natur- und Bergfreunde. Pauschalpreis für 7 Tage 65 bis 70 Fr. Für Schul- und Vereinsausflüge empfiehlt sich höfl. A. Dorelli, Tel. 68354. Prospekte zu Diensten.

die rassige Sportmaschine für höchste Ansprüche. – Direkt aus England importiert und in unsern Werkstätten montiert, daher sehr günstig im Preis.

CHAM
Tel. (042) 4 73 51
Prospekt T verlangen

UNSER ATELIER FÜR GEIGENBAU
UND KUNSTGERECHTE REPARATUREN

führt alles was der Violinspieler braucht

verhütet rheumatische und gichtische Leiden, Zahnschäden, Blutarmut, Nervenleiden, Müdigkeit und allgemeine Zerfallserscheinungen, Herzleiden, weil es wichtige konstruktive Aufbaustoffe enthält und Schlackenbildung verhütet. – 1 Packung Pulver Fr. 3.–, Kurpackg. Fr. 16.50, 1 Familienpackg. (10facher Inhalt) Fr. 26.–, erhältlich durch d. Apotheken, wo nicht, franko durch

Apotheke Siegfried in Flawil (St. G.)

Das Reiseziel der Schulen

Schynige Platte

2000 m ü. M. Berner Oberland

mit elektrischer Bergbahn oder zu Fuss. Herrliche Alpweiden gegenüber d. Gletschern. Alpiner Botanischer Garten. Ausgangspunkt der berühmten Bergwanderung nach dem Faulhorn (2681 m ü. M.) Leistungsfähiges Hotel mit Massenlager. Mässige Preise. Prospekte und Auskunft durch H. Thalhauser, Hotel Schynige Platte, Telephon 200.

Interlaken

Alkoholfreies HOTEL RÜTLI

Beim Zentralplatz. Schöner Saal u. Halle für Schulen und Vereine. Vorzügliche Küche. Preiswert und gut. Bestens empfiehlt sich Familie Schlatter, Tel. 265.

HOTEL SCHIFF

Schaffhausen

Für Ferien, Schulreisen und Passanten. Sonnige Lage am Rhein. Prima Küche und Keller. Auch Diät. Behagliche Räume. Fliessendes Wasser in allen Zimmern.
G. Weber, Küchenchef.

Restaurant Schweizerhalle

Schaffhausen

mit grossem, schattigem Garten u. Sälen, bei der Schifflände und in der Nähe des Munot, empfiehlt sich den Herren Lehrern aufs beste. Familie Salzmann-Marty.

Hotel-Pension

Tödiblick, Braunwald

Gedecktes grosses Terrassen-Restaurant. – 1400 m ü. M. Pension ab 11 Fr. Schulen u. Vereinen bestens empfohlen. A. Stuber-Stahel. Tel. 72236

HOTEL POST

Rapperswil

empfiehlt sich den tit. Schulen und Vereinen bestens. Grosser, schöner Garten. Spezialpreise. Tel. 21343

BUFFET Kandersteg

empfiehlt sich bei Ausflügen den Familien, Vereinen und Schulen bestens. Gute Küche. Mässige Preise.

A. Ziegler-Äschlimann, Telephon 82016.

Alkoholfr. Hotel Pension Alpenrösli

Alpnachstad a. Fusse d. Pilatus

empfiehlt sich der werten Lehrerschaft und Vereinen bestens. Gute Bedienung. Fam. Blättler, Tel. 71093.

«Adler» Pfäfers-Dorf

Guter Gasthof am Wege zur **Taminaschlucht.** Metzgerei und Landwirtschaft, grosser Garten. Saal für Schulen und Vereine. Mässige Preise. Reichlich serviertes Essen. Familie Grob, Tel. 81251

Küsnacht am Rigi

Gasthof und Metzgerei zum Widder

Platz für 400 Personen – Prima Küche
P. Müller, Tel. 61009

AROSA

Hotel Pension Central

Bevorzugtes Haus am Platz, bürgt stets für Qualität aus Küche und Keller, mässige Pauschalpreise, für Schulen Spezialofferten verlangen. – Zimmer mit fliessendem kalt und warm Wasser.

A. Abplanalp-Wullschleger, chef de cuis. Tel. 31160